3/1988 PREIS 0,80 M

DDR ISSN 0427-5217

FREIE Welt

Kaffee-Wäscher

Nikaragua: Hochlandernte im Dürrejahr

Tanz der Schamanen

Leipzig: Mode-Schau im Museum für Völkerkunde

Koni auf Kamtschatka –
Reich der Vulkane, Geysire und Tsunamis

Wo der Tag beginnt...

★ Inhalt

Reportage
Eine Puppe aus Sonneberg auf Kamtschatka – FW-Reporter im Land der Vulkane **Seite 4**

Nachrichtenmagazin **Seite 12**

Jubiläum
Zu Gast bei Freunden in Moskau – Erinnerungen und Alltagsbeobachtungen von heute **Seite 16**

Sport
Olympische Premiere der Skispringer im Mannschaftswettbewerb: Zu viert wie eine Staffel **Seite 20**

Wissenschaft
Ziele der Friedensforschung **Seite 22**

mobile **Seite 24**

Serie
Professor Gildes Reisenotizen **Seite 26**

Naturschutzgebiete
Feilenfisch und Blauer Scheibenstern **Seite 28**

Literatur
Lob der Dialektik – ein Beitrag zum 90. Geburtstag Bertolt Brechts **Seite 30**

Erzählung
Viktoria Tokarewa: „Die Katze am Weg" **Seite 34**

Humor **Seite 36**

Rätsel **Seite 38**

Kinderserie
Kolobok bei den Sternbildern Seite 40

Wasserwirtschaft
Klärwerk Nord löst Rieselfelder ab **Seite 42**

Leserforum **Seite 44**

Völkerkunde
Das Kostüm des Schamanen **Seite 46**

Wissenschaftsreport
Höchstspannung gegen Stromverluste bei der Energieübertragung **Seite 50**

Bildbericht
Komplizierte Kaffee-Ernte in Nikaragua **Seite 52**

Titelfoto:
Volkmar Billeb fotografierte den fünfjährigen Koni, dessen Vorfahren zu den Ureinwohnern von Kamtschatka zählen, wo die Sonne zuerst aufgeht und der Tag in der UdSSR beginnt

Redaktionsschluß für dieses Heft: **25.1.1988**

★ Im Blickpunkt

Sowjetisches Forschungsschiff auf Antarktis-Kurs

Landung in Rostock

Mittwoch, 20. Januar, Überseehafen. Es ist kurz nach 15 Uhr, als die Sonne für kurze Zeit den diesigen Himmel durchbricht. Am Horizont erscheint schemenhaft das Schiff, auf das die Männer, die an der Nordspitze des Hafens stehen, seit Stunden sehnsüchtig gewartet haben: das Flaggschiff der sowjetischen Antarktisflotte „Michail Somow" unter Kapitän Felix Pesyakow. Während des Einlaufens in das Hafenbecken stehen die meisten der fast hundert sowjetischen und bulgarischen Expeditionsteilnehmer an der Reling. Sie winken ihren neuen Reisegefährten am Kai zu, tauschen erste Grüße aus. Und alle verbindet von dieser Minute an das gemeinsame Ziel: Antarktis. Kaum ist die Gangway heruntergelassen, sind die fünf Männer der DDR-Expedition unter Leitung von Dr. Dietmar Händel vom Leipziger Zentralinstitut für Isotopen- und Strahlenforschung der Akademie der Wissenschaften an Bord. Kurz davor hatten wir die Gelegenheit, mit Professor Dr. Rudolf Meier vom Zentralinstitut für Physik der Erde in Potsdam zu sprechen. Als Leiter des Be-

reiches Antarktisforschung ist er verantwortlich für die Arbeit der bereits in der Antarktis stationierten DDR-Wissenschaftler und Techniker wie auch für diejenigen, die jetzt mit der „Michail Somow“ auf die etwa 11 000 Kilometer lange Seereise gehen. Und natürlich plant und kontrolliert er die Vorbereitung der nächsten Expeditionen. Anfang März soll das 1975 in Cherson gebaute Leningrader Forschungsschiff – 133 Meter lang, etwa 19 m breit, Geschwindigkeit 15,5 Knoten – sein Ziel erreichen. Dann werden die Männer um Dr. Händel die Arbeit der fünf Wissenschaftler der ersten DDR-Antarktis-Expedition unterstützen, die am 25. Oktober des Vorjahres per Flugzeug auf dem sechsten Kontinent angekommen waren und nahe der sowjetischen Station Nowo Lasarewska in der Schirmacher-Oase des Dronning-Maud-Lands die DDR-Station „Georg Forster“ eröffnet hatten (Foto unten rechts). „Sie entstand aus einem vor zwölf Jahren eingerichteten Basislabor der Akademie der Wissenschaften, das von Anfang an das Zentrum all unserer Aktivitäten in der Antarktis war. Zugleich haben wir von Beginn an eng mit unseren sowjetischen Kollegen zusammengearbeitet“, erläutert Professor Dr. Meier. „So forschen Biologen von uns auf der sowjetischen Station Bellingshausen, und unsere Geologen schlossen sich auf verschiedenen anderen Stationen ihren sowjetischen Partnern an. Das ist ein großer Vorteil für uns, weil wir auf diese Weise die sowjetische Logistik nutzen können. Der erforderliche Aufwand an Technik für einzelne unserer Wissenschaftler wäre unvertretbar hoch. Auf der Station ‚Georg Forster‘, die von Reiner Frey von unserem Institut geleitet wird, werden die fünf Kollegen, die nun mit der ‚Michail Somow‘ unterwegs sind, die laufenden Programme gut unterstützen können.“ Als ein Fortschritt, so erfuhren wir von dem Potsdamer Wissenschaftler, ist die Tatsache zu bewerten, daß mit Hilfe der „Michail Somow“ die Möglichkeit besteht, die Ausrüstung und die Arbeitsfähigkeit unserer DDR-Station zu verbessern. Kurz nach dem Festmachen begann die Beladung: zwei Kettenfahrzeuge, ein Autodrehkran, 14 Container, Fertigteilhäuser, 30 Kisten Expeditionsgut und persönliches Gepäck. Insgesamt 85 Tonnen nahm die „Somow“ in Rostock an Bord. „In unserer Station“, so Professor Meier, „sitzen wir am Rande der Antarktis, von den Schiffswegen sind wir durch etwa hundert Kilometer breites Schelfeis getrennt. Wir brauchen die Kettenfahrzeuge für den Personen- wie für den Lastentransport. Und mit dem Autokran werden wir unsere Ausrüstung vom Schiff auf große Schlitten verladen.“ Durch die Schaffung eines eigenen Technik- und Geräteparks und die Aufnahme eines Elektronikers will man erreichen, daß die in der Forschung anfallenden Routinearbeiten von vornherein automatisiert werden. Zum Programm der Spezialisten der DDR-Station gehören ganzjährige Ozon-Messungen. Die vom Boden aus vorgenommenen Analysen sollen dazu beitragen, Aussagen über die in diesem Gebiet seit längerem beobachtete Ozon-Anomalie zu gewinnen. An diesen Arbeiten sind neun weitere Stationen verschiedener Länder beteiligt.

Ingbert Schreiber (Text)
Volker Hohlfeld (Fotos)

Zusatzfoto: Archiv

'88 im Blick

von Karl-Eduard v. Schnitzler

„Glück für den Rest des Jahres“ wünscht man Bekannten und Freunden, die man erst jetzt – am Beginn des zweiten Monats – trifft. Auch wenn Silvester mit den Vorsätzen und der erste Monat mit guten Leistungen vorüber sind: Es ist dennoch gut, noch einmal zu überschauen, welche Aufgaben zu lösen sind.

Da rangiert der Frieden an der Spitze. Und wieder steht eine gute Nachricht ins Haus: Die auf dem DDR-Territorium stationierten atomaren Mittelstreckenraketen kürzerer Reichweite – so Erich Honecker – werden in nächster Zeit, früher als ursprünglich vorgesehen, abgebaut. Doch der Frieden erfordert weitere Ab-Rüstung. Die erste Schneise in den Raketenwald ist mit dem Washingtoner Vertrag geschlagen.

Aber eben: Weitere Ab-Rüstung, die – vorsichtig ausgedrückt – nicht weniger kompliziert ist. Die Halbierung der strategischen Nuklearsysteme steht auf der Tagesordnung, die Vernichtung von chemischen Massenvernichtungsmitteln, der allseitige Verzicht auf Nukleartests, die Herstellung des Gleichgewichts bei konventionellen Waffen. Nicht durch „Nachrüstung“, sondern durch Beseitigung der Asymmetrie mittels Reduzierung: bei dem, der mehr hat, damit dann – von gleichem Niveau aus – gemeinsam weiter gemindert werden kann, bis jegliche Angriffsmöglichkeit ausgeschaltet und nur noch Schutz vor Überraschungsangriffen gesichert ist.

Natürlich gibt es Störenfriede (wie klug doch deutsche Sprache ist: den Frieden „stören“) – Störenfriede, denen die ganze Richtung nicht paßt, die immer noch von „nuklearer Abschreckung“ faseln (Kissinger, Iklé, Brzezinski, Goodpater, Wörner, Würzbach); und von einem „einheitlichen“, sprich: kapitalistischen Deutschland und Europa. Als ob Konrad Adenauer, seine „Hallstein-Doktrin“ mit dem „deutschen Alleinvertretungsanspruch“ und alle Dulles'schen Hoffnungen auf ein „Roll back“, aufs „Zurückrollen des Kommunismus“ mitsamt allen Hoffnungen, man könne die Ergebnisse des zweiten Weltkriegs und der Bonner Spaltungspolitik rückgängig machen, nicht längst im Wachsfigurenkabinett der Geschichte verschwunden sind.

Die Vereinbarung von Washington also ist gut. Aber erstens muß sie noch ratifiziert werden, zweitens ist sie ein Anfang: Also darf im Kampf um den Frieden keine Pause eintreten.

Blicken wir in den Nahen und Mittleren Osten. Ein langer, blutiger Krieg, schon an und für sich sinnlos; aber dazu noch die Gefahr heraufbeschwörend, über die regionalen Wunden hinaus zu einer weltweiten Bedrohung zu werden, vergrößert durch den amerikanischen Flottenaufmarsch im Golf: Zehntausende Kilometer von den USA entfernt, aber nur knappe tausend von der sowjetischen Grenze.

Da ist Israel: Wie ein Amokläufer auf palästinensische Säuglinge, Kinder, Schüler, Mädchen und Mütter, Söhne, Väter und Großväter einschlagend, schießend, folternd, mit Hunger und Durst erpressend – zunehmend isoliert zwar, aber mit alttestamentarischem Haß dem arabischen Volk von Palästina Gleichberechtigung und souveräne Rechte verweigernd, allen Nachbarn gestohlene Territorien weiterhin vorenthaltend.

Da ist Afghanistan, das seinen „status quo ante“ braucht, den „Zustand vorher“: Ende also des unerklärten Krieges, Schluß mit jeglicher Unterstützung der Banditen, Garantie der Souveränität und Paktfreiheit Afghanistans, Beendigung der sowjetischen Hilfsaktion, einschließlich des Abzugs aller Waffen. In dieser Folge von Ursache und Wirkung würde der Konflikt aus der Liste der Gefahrenherde ersatzlos gestrichen werden.

Doch damit nicht genug: Über den Rassismus in Südafrika muß nicht mehr diskutiert werden; da gibt es nichts zu „reformieren“ – er muß weg! Aber da ist das benachbarte Namibia: längst der UNO unterstellt, aber seit Jahren völkerrechtswidrig von Südafrika besetzt, getarnt durch eine „Regierung“ von Pretorias Gnaden. Und mißbraucht als Ausgangsbasis für Überfälle auf Angola. Dort wiederum wüten Banditen wie Sawimbi und seine Banden wie UNITA, ausgehalten von Südafrika, als „Befreiungstruppen“ gepriesen von westlichen Medien.

Schluß also mit jeglicher Beihilfe für den Rassistenstaat, Freiheit für Namibia, Beendigung der militärischen, politischen und ökonomischen Einmischung in Angola, dann Abzug zu Hilfe geeilter Freunde aus Kuba. Auch das bleibt 1988 aktuell.

Blicken wir über den Atlantik. Mehr Beweise für Friedenswillen, Kompromißbereitschaft und Toleranz als die Regierung Ortega kann man nicht erbringen, um Nikaragua endlich die Ruhe zu verschaffen, die es – nach der Schreckensherrschaft der United Fruits co. und deren Somoza – für seinen Aufbau braucht.

In jenem mittelamerikanischen Raum ist Nikaragua das erste erklärte Angriffsziel im unerklärten Krieg der Contras und ihrer Hintermänner. Darum müssen die Friedensmissionen der Generalsekretäre der UNO und der OAS, der Außenminister der Contadora-Staaten und der Lima-Gruppe unterstützt werden.

Im Fernen Osten gehen die Verhandlungen über den Status Kampucheas voran und lassen – nach ersten Übereinkünften – auf Verständigung und Entspannung auch in jener Region hoffen.

Last, but not least – schließlich, aber nicht zuletzt, im Gegenteil: Am Anfang steht die Aufgabe, den realen Sozialismus zu stärken. Zum Wohle unseres Volkes. Aber auch zum Wohle anderer. Von der Stärke des realen Sozialismus hängen Ausmaß und Wirksamkeit unserer Solidarität ab. Und – bei aller prinzipiellen Gleichheit und gleichen Sicherheit in Sachen Rüstung: „Je stärker der Sozialismus, desto sicherer der Frieden“ – diese Losung behält ihre historisch nachweisbare Gültigkeit.

Wir leisten unseren Beitrag, indem wir auf allen Gebieten mit anspruchsvollen Leistungen zulegen und die historische Überlegenheit des Sozialismus auf deutschem Boden beweisen. Das ist nicht leicht. Immer wieder gilt es, neue Probleme zu bewältigen. Aber unsere Erfolge sind die Grundlage für neue Erfolge.

Nehmt alles nur in allem: Wir geben dem westlichen Reklamespruch wirklichen Sinn: Es ist viel zu tun. Packen wir's an!

78 Lachse bis Mil

So viel guter Fisch! Aber mit weniger kam keiner weg, der noch vor 25 Jahren von der Gebietshauptstadt Petropawlowsk-Kamtschatski ins Innere der Halbinsel, zur Siedlung Milkowo mußte. Denn die breite Autostraße auf diesem Foto gibt es erst seit 24 Jahren. Und Bahngleise sucht man auf Kamtschatka überhaupt vergebens. Wenn kein Flugwetter war – was wegen der vielen Stürme und Temperaturstürze häufig vorkommt – blieb damals als einziges Gefährt nur der Hundeschlitten. Den zogen – gewissermaßen in seiner Expreßvariante – 13 kräftige Vierbeiner. Tagesration je Tier: ein Dreikilolachs. Tagesleistung des Gespanns: runde 50 Kilometer. Die Entfernung von 310 Kilometern, aufgeteilt in sechs Tagesmärsche, erheischte vom Reisewilligen also 78 Lachse als Fahrpreis. Für die Hinfahrt nur.

Auch heute noch sind die Transportverbindungen auf der

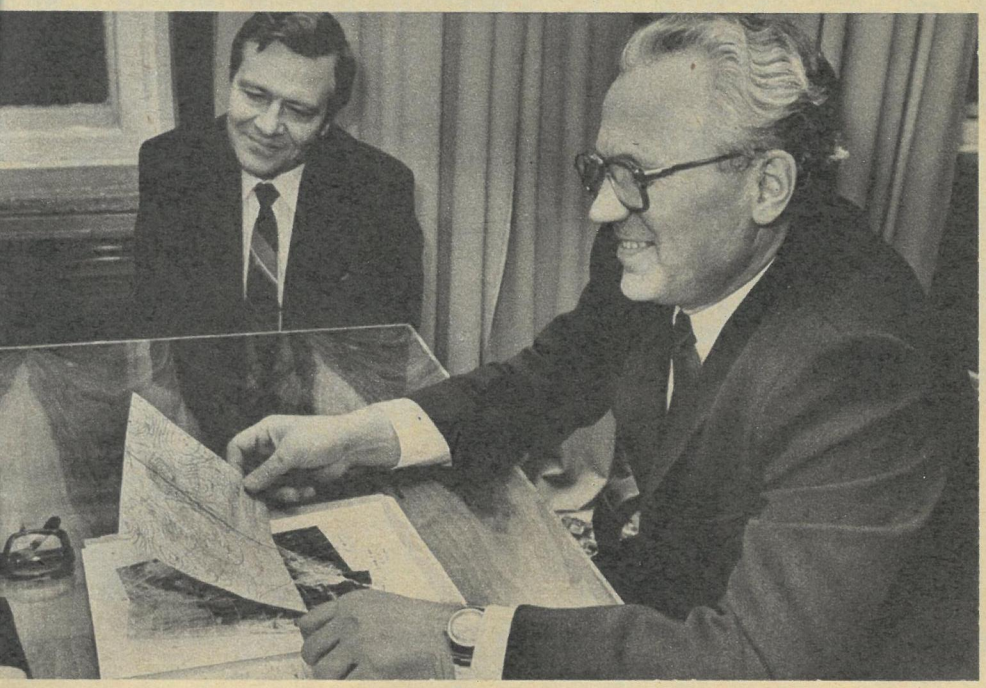
kowo

Halbinsel eines der größten Probleme, findet Straßenbau nur unter ungeheuren Mühen statt. Seismische Aktivitäten und extreme klimatische Bedingungen, dazu das gebirgige Geländeprofil, sind eine stete Herausforderung an Verkehrsplaner und Bauleute...

FREIE Welt EXKLUSIV

Unsere Moskauer Korrespondenten Jürgen Geitner (Text) und Volkmar Billeb (Fotos) bereisten Kamtschatka und standen am 160. Längengrad östlich von Greenwich auf vulkanischer Erde.

78 Lachse bis Milkowo



Lageberatung mit Satellitenhilfe: Pjotr Iwanowitsch Resnikow, 1. Sekretär des Gebietskomitees der KPdSU (rechts) mit Nikolai Alexejewitsch Sinetow, dem Vorsitzenden des Gebietsexekutivkomitees Kamtschatka

Wetterkarte und Satellitenfoto auf dem Schreibtisch Pjotr Iwanowitsch Resnikows, des 1. Sekretärs des Gebietskomitees der KPdSU, sind unerläßliche Entscheidungshilfen für die Leitung dieser schwierigen Region, Kamtschatka genannt, die nicht nur ihre Besonderheiten aufweist, sondern gewissermaßen aus lauter Besonderheiten besteht.

Was sich beim Landeanflug auf die Gebietshauptstadt der Halbinsel nach knapp neun Stunden nonstop von Moskau dem Auge bietet, gehört sicher zum Grandiosesten, was Natur an Landschaft hervorgebracht hat: Vulkane haben das Antlitz Kamtschatkas geprägt und prägen es noch heute. Bergseen, Gletscher, von ewigem Schnee bedeckte Gipfel, reißende Ströme und ausgetrocknete Flüsse, deren Betten sich nur zur Schneeschmelze oder nach starken Regenfällen füllen. Und Krater tätiger Vulkane, mit weißem Dampf umhüllt, bilden den Hintergrund der Gebietshauptstadt. Majestät genug und unbeschädigte Exotik dazu. Pjotr Resnikow wäre der letzte, der nicht, wenn es seine knappe Freizeit erlaubt, hin und wieder auf die beeindruckende Kulisse schaute, um sich am einmalig Schönen zu erfreuen, das es halt nur hier gibt. Nur – bloße Anschauung reicht nicht aus, um eine Gegend bewohnbarer, menschenfreundlicher, produktiver zu machen. Kamtschatka ist kein leichtes Land. Auf dem 472 300 Quadratkilometer großen Gebiet der Halbinsel (die DDR fände reichlich viermal darauf Platz) leben heute fast 450 000 Einwohner – nicht einmal ein Einwohner je Quadratkilometer. Rund die Hälfte wohnt und arbeitet in Petropawlowsk-Kamtschatski, der „Rest" in Siedlungen und kleineren Ortschaften über die ganze Riesenfläche verteilt. Kamtschatkas Hauptproduktionszweige sind schnell aufgezählt: Fischfang und -verarbeitung, Rentierzucht, Holzverarbeitung, Landwirtschaft. Und alles ist von natürlichen, nicht zuletzt klimatischen Gegebenheiten abhängig.

Taifune und Tsunamis

Vulkanische Aktivitäten (gegenwärtig gibt es 29 tätige Vulkane auf der Halbinsel), Tsunamis (Seebeben, die mit unwiderstehlicher Wucht haushohe Wellen an die Küsten jagen, alles niederreißend, was Menschenhand erbaute), Taifune mit Windgeschwindigkeiten bis 50 Meter in der Sekunde und Luftdruckschwankungen, die die Barometernadel tanzen lassen – keine Überraschung wird ausgelassen. Wenn man sich anderswo ein Wetter am Tag leistet – in Petropawlowsk erlebt man zumindest drei: Morgens heiterer, azurblauer Himmel, zwei Stunden darauf trübsinnigstes Grau, Schneeschauer. Nachmittags wieder Himmelsazur. Am Abend dann ergiebige Regengüsse. Und das ist Regel hier, nicht Ausnahme. Wen wundern jetzt noch Satellitenfoto und Wetterkarte auf Pjotr Resnikows Arbeitsplatz, ständig ergänzt durch aktuelle seismische Informationen, die er von den Vulkanologen erhält. Aussaat- und Erntetermine – jeder Tag der kurzen Vegetationsperiode von Juni bis September ist kostbar –, Navigationszeiten der Küstenschiffahrt und vieles andere hängen davon ab. Schließlich will man die 86 frostfreien Tage, die man im Jahr in Petropawlowsk durchschnittlich zählt, effektiv nutzen.

Wer lebt hier?

Neben den Völkerschaften der Korjaken, Ewenen, Tschuktschen, Itelmenen und Aleuten (letztere besiedeln die zum Gebiet Kamtschatkas zählenden Kommandeursinseln) leben hier Angehörige sechzig weiterer Nationalitäten der Sowjetunion. Russen, Belorussen, Ukrainer nehmen die Spitzenstellung ein. Deutlich wird aus all dem eine weitere Besonderheit Kamtschatkas: Man kam und kommt aus dem europäischen Teil der UdSSR, aus Westsibirien oder vom Kaukasus hierher, um nennenswerte Gehaltszuschläge zu erhalten, die in der Sowjetunion jedem Werktätigen garantiert sind, der sich bereit erklärt, in geographisch und klimatisch schwierigen Regionen zu arbeiten. Je schwieriger die Region, desto beachtlicher der Zuschlag. Um so leichter fällt dann auch, für einige Zeit den kurzen, kühlen Sommer und die schaurigen Stürme auf Kamtschatka zu ertragen und Abschied vom schönen Dnepr, Kaukasus oder Schwarzmeerstrand zu nehmen. Mit den ersparten Mitteln, so handhabten es jedenfalls bis vor kurzem noch 60 von 100, würde man sich später dann sein heimatliches Nest um so weicher polstern. Pjotr Resnikow runzelt die Stirn: Verständlich, ja. Hinzunehmen aber auf Dauer? Wo es doch auch hier vorangehen soll mit der wirtschaftlichen Entwicklung, mit dem Aufschwung von Bildung, Kunst und Wissenschaft? „Ohne festen Kaderstamm", sagt Resnikow, „ist das nicht zu machen. Und den kann man nur entwickeln, wenn es auch in der sozialen Sphäre vorangeht." Wohnungen heißt das und nochmals Wohnungen, Kindergärten, Verkaufseinrichtungen, Schulen, Krankenhäuser, Restaurants ... „Über viele Jahre wurde der Verbesserung der Lebensbedingungen unter unseren Verhältnissen hier nicht genügend Aufmerksamkeit geschenkt."

Sie werden bleiben

Arbeiterfamilien waren oft für längere Zeit in Wohnheimen untergebracht – ein Raum für die Familie. Ohne feste Aussicht auf die eigene Wohnung, da verlor sich Pionierromantik rasch. Man darf allerdings, sieht man hierorts heute bereits die ersten gelungenen Resultate des Wohnungsbauprogramms, nicht außer Betracht lassen, unter welchen Umständen sich hier Wandlungen vollziehen. Denn nahezu alles, was nicht Fisch heißt oder Krabbe, Rentier oder Holz, muß aus den westlichen Landesteilen per Schiff antransportiert werden: Kohle und Baustoffe, Armaturen, Möbel, Kleidung, Autos ... Ein mühsames Geschäft, gewiß. Steckt doch in jedem Bauelement, in jeder der Häuserplatten, aus denen hier wegen der Erdbebengefahr bis heute nur höchstens Fünfgeschosser gebaut werden, dreimal mehr Eisen als in einem Moskauer Bauelement. Die Anforderungen an die Bauobjekte sind sehr streng: Erdbebenfestig-

Im historischen Stil erbaut: Teil einer alten Kosakenfestung in Milkowo (unten Mitte)

Hafenromantik auf Kamtschatka-Art: TAKRAF-Krane leisten anerkannt gute Arbeit beim Güterumschlag im Hafen von Petropawlowsk (unten rechts)

Entscheidung für Kamtschatka: Einwohnerversammlung in Jelisowo

78 Lachse bis Milkowo

keit bis zur Stufe 9 der Richterskala. Rund 70 Zyklone im Jahr mit solchen Geschwindigkeiten, die es vermögen, Bauteile – schwerer als anderthalb Tonnen – wie Bierdeckel abzutragen. Feuchtes Klima. Der schräge, häufig horizontale Regen trifft nur zu 10 Prozent aufs Dach, weswegen sich die Hauswände als besonders widerstandsfähig erweisen müssen, auch weil sie im Jahr bis zu 120mal gefrieren und wieder auftauen. Dazu große Schneelasten: 300 Kilo Schnee liegen im Winterdurchschnitt auf einem Quadratmeter Dach. Man baut hier dreimal teurer als in Moskau, aber man baut und ist berechtigt stolz auf die 1987 verbauten 150 Millionen Rubel, die unter anderem 3500 Wohnungseinheiten ergaben. 3500 Familien mehr, die sich auf Kamtschatka heimisch fühlen mögen. Für viele Jahre oder am besten: für immer. FREIE WELT bat auf einer Einwohnerversammlung in der Petropawlowsk benachbarten Kreisstadt Jelisowo ums Handzeichen, wer bleiben will. Das Foto auf Seite 6 spricht für sich.

68 Tage ohne Frost

Aufbruch nach Milkowo – ohne Lachs und Hundeschlitten. Und ohne Flugwetter. Was tut's? Man hat ja eine Straße. Eine Tagesreise mit dem Bus ist es jetzt, zur Winterszeit, auch noch, bevor wir im Landwirtschaftszentrum an den Ufern des Kamtschatka-Flusses anlangen. Milkowo wird „Milchquelle" Kamtschatkas genannt. Auf 9000 Hektar Weideflächen gibt jede der etwa 24 000 Kühe fast 4000 Liter Milch im Jahr. Ein erstaunliches Ergebnis, denn Milkowos Auen erleben lediglich 68 frostfreie Tage im Jahr. Im wärmsten Monat, dem August, mißt man hier eine Durchschnittstemperatur von 12 bis maximal 16 Grad Celsius. Die kritischste Phase der Vegetationsperiode liegt zwischen dem 26. Juli und dem 3. August. Nur höchstens zweimal in fünf Jahren geht es an diesen Tagen ohne Frosteinbrüche ab. Treibhäuser, beheizt mit Geothermalenergie, gestatten in den Landwirtschaftszentren – unabhängig von Wetterlaunen – einen geregelten Anbau von Bohnen, Gurken, Tomaten, Zwiebeln und Kräutern. Vor 20 Jahren noch gab's auf der Halbinsel nur Trockenkartoffeln und Trockengemüse! Heute versorgt man sich mit frischen Vitaminen nahezu autonom.

Der russische Dichter Nekrassow blickt ernst, aber wohlwollend auf Tatjana Tuganowas Russischstunde

Fast wie in Marzahn

Tatjana Tuganowa hat für uns an diesem Abend den Tisch reichlich gedeckt. Wir sind Gäste der Familie. Alexander Tuganow ist Chefenergetiker im Kolchos, seine Frau Lehrerin für russische Sprache und Literatur an einer der beiden Milkowoer Oberschulen. Sie ist Ossetin und kommt aus dem Kaukasus, unweit der Stadt Ordshonikidse. Was veranlaßte sie, hier auf Kamtschatka zu leben? „Meine Schwester schrieb mir, wie gut es vorangeht. So bekamen Alexander und ich Lust, uns hier mal umzuschauen." Familie Tuganow ist geblieben. Seit zehn Jahren nun schon. Ihre Irina – sie besucht die 1. Klasse – wurde hier geboren. „Kamtschatka", sagt Alexander Tuganow, „ist für uns zur zweiten Heimat geworden. Was mir am besten gefällt? Die Natur und die Menschen. – Die Natur ist hart. Alles muß man gemeinsam machen – für Einzelgänger ist kein Platz!" Die Tuganows wohnen in einer 3-Zimmer-Neubauwohnung. Fernheizung. Warmwasser. Bad. So könnte sie auch in Berlin-Marzahn anzutreffen sein: gemütlich eingerichtet, viele Bücher, Farbfernseher. Nur braucht man, im Gegensatz zu Milkowo, in Marzahn keine Dreifachfenster, um den Frost bis minus 45 Grad draußen zu lassen, damit Irotschka in ihrem Zimmer bequem mit den Puppen aus Sonneberg spielen kann, die sie ganz besonders liebt. Familie Tuganow wird noch vier, fünf Jahre hierbleiben und dann in den Kaukasus zurückkehren. Tatjanas Mutter dort kommt in die Jahre und wird die sorgende Hand der Tochter auf die Dauer nicht entbehren können.

Eine 50-Kilo-Delikatesse

In England und Frankreich fütterte man einst die Galeerensträflinge mit seinem Fleisch. Als die Kartoffel noch als Delikatesse galt, gab es ihn nachgerade überall. Seit rund hundert Jahren erst machte er sich rar und rarer, bis er schließlich in Feinschmeckerlokalen landete und zum Inbegriff von gastronomischem Luxus wurde: der Lachs und die Eier der weiblichen Tiere, der rote Kaviar.

In Kamtschatkas Süßgewässer kommen sechs Lachsarten aus dem Stillen Ozean, dem Bering- und dem Ochotskischen Meer. Seit Jahrmillionen bereits dienen die kristallklaren Quellen, Flüsse und Seen als natürliche Inkubatoren, als ein riesengroßes Geburtshaus für ungezählte Generationen des roten Fisches. Die Bezeichnung „Lachs" ist

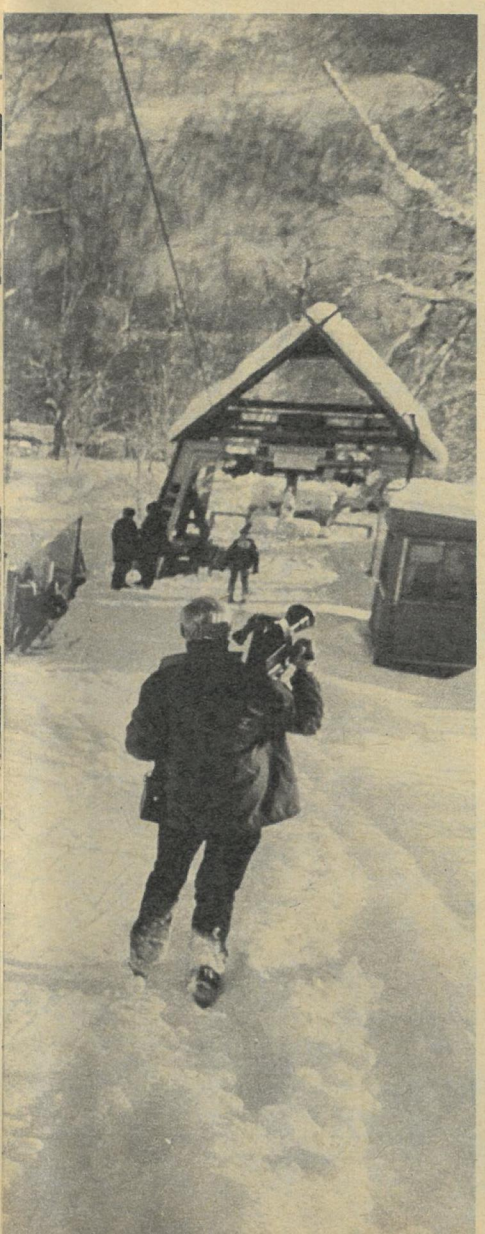
Oberbegriff, genau wie „Hund". So wie es Spitze gibt und Pudel, gibt es verschiedene Lachsarten. Fünf von ihnen werden – nach streng geregelten Quoten – gefangen. Sie heißen „Gorbuscha", „Kishutsch" oder „Keta". Der Bernhardiner unter ihnen ist der „Tschawytscha", mit bis zu 50 Kilogramm Gewicht der stattlichste und zugleich der wohlschmeckendste der Pazifiklachse, der Pekinese ist der „Nerka", auch „Roter" genannt. Er bringt immerhin noch 3 bis 4 Kilogramm auf die Waage und stellte die klassische Schlittenhundnahrung dar, nicht zuletzt wegen seines reichlichen Aufkommens. Im „Wissenschaftlichen Forschungszentrum der Fischwirtschaft und Ozeanographie" in Petropawlowsk versucht man, dem Naturgeheimnis Lachs auf die Spur zu kommen, sein Verhalten genauer kennenzulernen und optimalste Fangquoten für die sechs Fischfangkolchosen Kamtschatkas zu berechnen. Dr. Michail Selifonow, der Direktor des Forschungszentrums, sagt uns: „Die Biologie des Lachses ist unwahrscheinlich kompliziert. In jedem Fluß ist sein Leben anders, und wie er sich im Ozean bewegt, warum er wohin zieht – einige Arten bis an die Westküsten der USA und Kanadas – ist ebenso noch nicht völlig erforscht."

Wo ist der Kompaß?

Im Juni beginnt der große Zug. Dann ziehen viele Millionen Tiere zu ihren Laichplätzen in den ufernahen, flachen Süßgewässern. Jedes Tier an den Platz, wo es vier Jahre (bei einigen Arten drei Jahre) zuvor zur Welt kam. An Stellen, die so flach sind, manchmal nur mit zwei Zentimeter Wasser bedeckt, daß die Sonne den Grund erwärmen kann, wühlen die großen Fische mit den Schwänzen kleine Gruben aus, in die das Weibchen den Kaviar ablegt. Das Männchen befruchtet ihn dann mit seiner Milch, wonach das Nest mit Sand bedeckt wird. Eine gewisse Zeit wird es noch bewacht. Stunden darauf sterben die Elterntiere an Schwäche. Sie vor dem Verenden noch zu fangen wäre sinnlos, da ihr Fleisch wäßrig und geschmacklos geworden ist. In den Gruben reifen die Eier, schlüpfen die Jungfische. Sie bleiben danach noch etwa ein Jahr (auch hier differiert die Zeitspanne von Art zu Art) im klaren Süßwasser, um anschließend, wie auf ein Kommando, in den Ozean zu ziehen. Nach vier Jahren werden sie wieder genau hierherkommen, um sich zu vermehren und zu sterben...

Warum, so erforscht Dr. Selifonow mit seinen Ichtyologen, kommen die Fische zum Laichen dorthin, wo sie geboren wurden? Wie orientieren sie sich auf der Tausende Seemeilen langen Reise? Nach Sonne oder Sternen, nach Geschmack oder Geruch des Wassers, nach seinem Salz- und Mineralgehalt etwa? Welches ihrer Organe dient als Kompaß? Und warum werden bereits einige Flüsse nicht mehr – und zwar von nicht einem einzigen Lachs – zum Laichen aufgesucht? Auf die letzte Frage hat der Wissenschaftler mit seinem Kollektiv relativ schnell Antwort gefunden: Abwasser aus nahen Produktionsstätten. „Der Lachs liebt klares Wasser. In eine schmutzige Wiege mag er seinen Nachwuchs nicht legen." Eine alarmierende Nachricht für Fischkundler, Ökologen, aber auch Wirtschaftskader! Denn Fischwirtschaft ist ein Hauptproduktionszweig auf Kamtschatka. „Wir sind uns alle einig: Wenn so weitergemacht würde, sähe es bald schlecht aus um den Lachs." Jedes Weibchen legt ungefähr 5000 Kaviar-Eier, von denen reifen etwa hundert Stück. Höchstens fünfzig Jungfische gelangen ins Meer. Raubfische, Bären, denen der Lachs favorisierte Speise ist, Staudämme und Stromschnellen sorgen dafür, daß nur jeder dritte Fisch, der zum Laichen schwimmt, sein Ziel erreicht.

Alltag in der Gebietshauptstadt: Straßenszene in Petropawlowsk-Kamtschatski



Bemühungen um den Inlandstourismus: Ein Naherholungsgebiet für Wintersportler in der Nähe Milkowos

Alles für Salmo salar?

Im vorigen Jahr fingen Kamtschatkas Fischer 1,3 Millionen Tonnen: Heringe, Dorsche, Makrelen. Zehntausende Tonnen Lachs darunter und schätzungsweise 300 Tonnen roter Kaviar. Auf dem sowjetischen Binnenmarkt wird das Kilo Kaviar mit 28,– Rubel gehandelt, auf dem Weltmarkt ist es eine Menge Valuta wert. Der Anteil des fernöstlichen Fischfangs auf Kamtschatka beträgt zehn Prozent des Gesamtfischfangs der UdSSR. 17 Millionen Konservendosen verlassen jährlich Kamtschatkas Betriebe. Bis 1990 will man, nach Rekonstruktion der Konservenfabriken, auf 20 Millionen kommen. Verständlich, daß man dem Umweltschutz große Aufmerksamkeit schenkt. Und daß man dem Bau weiterer Produktionskapazitäten mit gemischten Gefühlen entgegensieht. Einerseits weiß man, daß der Bau des Wasserkraftwerks am Shupanowa-Fluß den Lachs aus ihm endgültig vertrieben hat. Die Düngung nahe gelegener landwirtschaftlicher Nutzflächen und die negativen klimatischen Auswirkungen überhöhten Holzeinschlags haben ein übriges getan. Es wird daher bei den jährlich 700 000 Kubikmetern Holzgewinnung auf Kamtschatka bleiben. Eine weitere Erhöhung ist nicht vorgesehen. Im 964 000 Hektar großen Kronozker Naturschutzgebiet, dem größten der Sowjetunion, ist sowieso alles verboten, was Salmo salar, den König der Fische, verstimmen könnte. Aber andererseits kann man doch nicht aus der ganzen Halbinsel ein Naturschutzgebiet machen. Die überreichen Bodenschätze – mit der Goldgewinnung wurde bereits begonnen – lassen die Planer nachdenken, welchen Beitrag Kamtschatka in den kommenden Jahrhunderten zur Sicherung des Rohstoffbedarfs der UdSSR leisten kann. Und die Zukunft hat bereits begonnen. Probebohrungen haben da schon eine Menge begehrenswerter Sachen zutage gefördert: Kohle und Öl, seltene und seltenste Metalle...

78 Lachse bis Milkowo

Die schöne Frau

Der deutsche Forschungsreisende Konstanz Wolff (1757 bis 1826) schrieb, als er 1787 Kamtschatka kennenlernte, am 1. Dezember in sein Tagebuch: „Der unbegreiflichen Faszination, welche die Natur hier ganz und gar verschwenderisch bereithält, stehen Armut und Primitivität der Lebensumstände ihrer Bewohner als schreiender Kontrast gegenüber... Kamtschatka ist in seiner Schönheit und mit den Wechselfällen seiner Wetterlaunen eher einer schönen Frau vergleichbar, die ihre Verehrer aus Eigensinn und völligem Mangel an Fürsorge darben läßt."

Die Verehrer, soviel verrät unser Besuch am 160. Längengrad östlich von Greenwich, haben sich mit der Schönen dergestalt arrangiert, daß sie ihr die besten Seiten in wachsender Gefahrlosigkeit abgewinnen können.

● Wörtlich

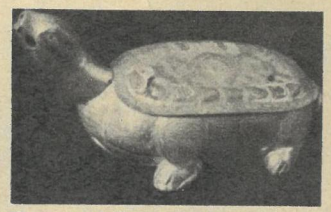
Ich bin gegen Apartheid und bin mein ganzes Leben lang gegen Apartheid gewesen, und ich werde nirgendwo für kulturelle oder Unterhaltungszwecke auftreten, wo Apartheid praktiziert wird.

Frank Sinatra, Sänger, USA

● Kurz berichtet

Die Haltbarkeit von Spenderblut ohne Zusatz von Konservierungsmitteln durch ein geeignetes Druck-Temperatur-Verhältnis zu verlängern, ist sowjetischen Wissenschaftlern in Nowosibirsk gelungen: Bei 40 bis 50 Atmosphären kann die Temperatur auf minus fünf Grad Celsius gesenkt werden, ohne daß das Plasma kristallisiert und die Blutzellen ihren flüssigen Zustand dabei verlieren.

Auf einen unterirdischen Palast voller kostbarer Kulturgegenstände und buddhistischer Reliquien aus der Tang-Zeit (618–907) stieß man beim Wiederaufbau einer Pagode im Famen-Kloser von Rueng in der chinesischen Provinz Shaanxi.



Dazu gehörte auch diese Schmuck-Schildkröte aus vergoldetem Silber.

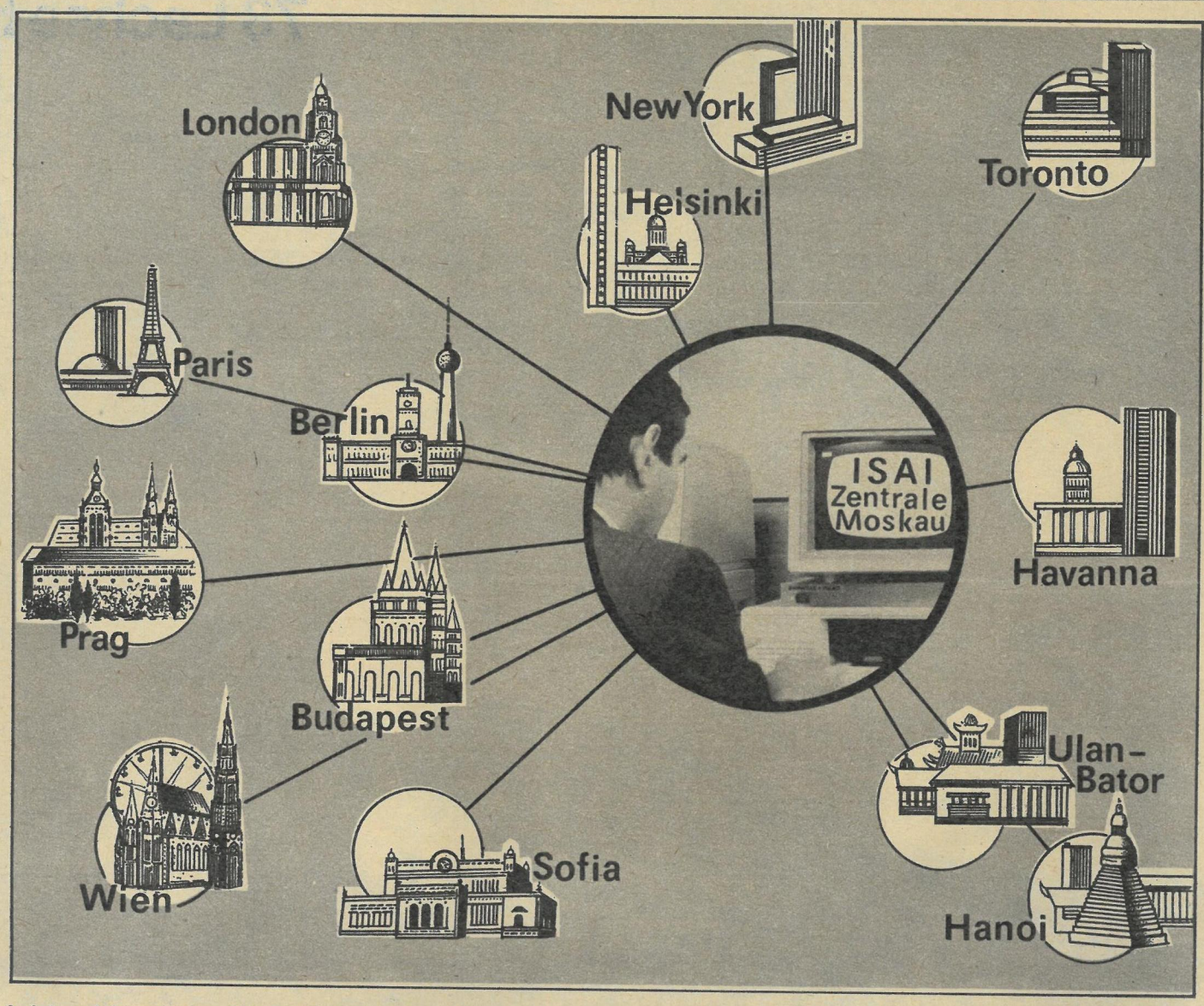
Die besten tschechoslowakischen Athleten des Jahres '87 wurden von 159 Stimmberechtigten in einer Umfrage der Zeitschrift „Atletika" gekürt. Sieger waren die Läuferin Jarmila Kratochvílová und der Geher Jozef Pribilinec.

Narantschimeg – „Schmuck der Sonne" – war im letzten Jahr in Ulan-Bator der am häufigsten gewählte Mädchenname. Beim männlichen Nachwuchs bevorzugten die Eltern Boldbaatar, was soviel wie „Stählerner Recke" heißt. Gegenwärtig enthält das mongolische Namensverzeichnis etwa 15 000 Rufnamen.

Die mit 12 Meter Durchmesser größte Uhr des Landes wird derzeit in der nordbulgarischen Stadt Lowetsch montiert. Dafür mußten 6200 Zeichnungen und 4800 Einzelteile angefertigt werden.

● Zitiert

Im Dezember stieg die Arbeitslosigkeit um 175 200 gegenüber dem November bei einem Jahresdurchschnitt von über 2,3 Millionen Arbeitslosen. Damit zeichnet sich ab, daß auch 1988 Arbeitslosigkeit das Problem Nummer eins bleiben wird. ***„Handelsblatt", BRD***



Auf den elektronischen Magistralen der Integration:

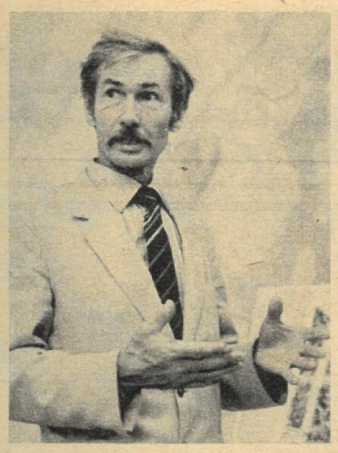
Wege des 21. Jahrhunderts

„Die einzige wirklich unerschöpfliche Ressource auf der Erde", sagt man uns im UdSSR-Forschungsinstitut für Angewandte automatisierte Systeme, „ist das von der Menschheit zusammengetragene Wissen. Denn ob Sie ein Buch durchlesen oder den Speicherinhalt eines Computers abrufen – wenn Sie den ‚Datenträger', wie wir sagen, dabei nicht fahrlässig zerstören, können Sie das unendlich oft wiederholen, ohne daß dem Wissensschatz der geringste Verlust zugefügt wird..." Das Institut befindet sich in einer kleinen, winkligen Gasse zwischen Gorkistraße und Kalininprospekt im Zentrum Moskaus. Auf dem Wege dorthin waren wir an der berühmten Lenin-Bibliothek mit ihrem turmhohen Bücherspeicherhaus vorbeigefahren und dann an der nächsten Kreuzung in die stille Nebenstraße eingebogen; ohne zunächst zu ahnen, daß dieser Kontrast geradezu symbolisch ist für den Übergang vom 20. zum 21. Jahrhundert, an dem hier gearbeitet wird. Bisher gehen bei der

sogenannten „traditionellen Informationstechnologie" – wenn man in einer Bibliothek tage- und manchmal monatelang stöbert – über 95 Prozent der aufgewandten Zeit für Routinearbeiten drauf. Und die Stellen, an denen in den RGW-Ländern Informationen konzentriert sind, die „Datenbanken", konnte man noch bis vor kurzem mit wie zufällig über eine riesige Stadt verteilten Läden vergleichen. Nach dem Motto: Brauchst du etwas, dann fliege nach Budapest oder nach Ulan-Bator, schick' einen Brief nach Berlin... Ein Netz von Informationsdiensten und Datenbanken zu schaffen, das überall und unabhängig von der Entfernung direkten Zugang zu den Informationsspeichern gewährt, war deshalb eine Aufgabe, für deren Lösung ein erster Schritt mit dem jetzt in Dauerbetrieb gegangenen System für automatischen Datenaustausch der Länder der sozialistischen Gemeinschaft (ISAI) getan wurde. Es besteht aus nationalen Datenkommunikationszentren (Foto links: die Terminals des Zentralinstituts für Information und Dokumentation in Berlin), die mit dem Institut in Moskau verbunden sind. Dieses fungiert gewissermaßen als „Umschlagplatz" für den internationalen Datentransfer auf den elektronischen Magistralen der RGW-Integration und zu anderen Weltzentren (siehe Karte). FREIE WELT sprach per Computer von Moskau aus mit dem Direktor des DDR-Instituts, Dr. Och. Er betonte, daß durch das System die allgemeinen Ausgaben bei Forschungs- und Entwicklungsarbeiten um fünf bis zehn Prozent zu verringern und 10 bis 15 Prozent Zeit einzusparen sind. Dem schloß man sich auf den Bildschirmen in Sofia, Budapest, Hanoi, Havanna, Ulan-Bator, Warschau und Prag an...

Dr. Dietrich Pätzold

Foto: Detlef Christel; Karte: Jochen Arfert



Wie schaut's? Wie baut's?

Auskünfte für FREIE WELT gab Anatoli Antschigow, 1. Stellvertreter des Chefarchitekten der kasachischen Hauptstadt Alma-Ata.

Heute nacht schlief ich wie „gewiegt". Vermute ich richtig, daß es sich um ein schwaches Erdbeben handelte, das den „Vater des Apfels" – wie Ihre Stadt am Fuße des Tienschan übersetzt heißt – beunruhigte?

So war's. Wir haben übrigens jeden Tag Erdbeben. Manche werden nur von sensiblen Instrumenten registriert, die übelsten aber erreichen die Stärke von 9,9 und mehr auf der Richterskala. Vor zwei Jahren fand hier ein Symposium statt, auf dem Wissenschaftler aus Lateinamerika, Japan, Italien, Jugoslawien, Bulgarien, der Türkei und von den Philippinen berieten, wie man den Naturgewalten entgegentreten, Schäden vorbeugen kann.

Diese Eskapaden der Natur machen auch dem Architekten Kopfschmerzen. Wie hoch kalkulieren Sie das Risiko ein? Ich denke dabei z. B. an den Fernsehturm...

Alle Gebäude, die in den letzten Jahren gebaut wurden, können weit mehr aushalten, als ihnen die Natur zumutet. Sie sind fünfmal stabiler als in anderen Städten. Das heißt, daß wir nicht nur den besten Beton, sondern auch das Fünffache an Eisenarmierung brauchen. Kostet im übrigen Lande der Bau eines Quadratmeters Wohnfläche 80 Rubel, so sind es in Alma-Ata 200 Rubel! Der Mietpreis gilt allerdings hier wie überall: 33 Kopeken pro Quadratmeter. Was das Risiko angeht – wir riskieren nichts! Aufgrund des schwachen Lehmbodens bekam der Fernsehturm ein sehr großes Fundament und wurde nach dem Stehaufmännchenprinzip gebaut. Sein Fuß, in dem technische Einrichtungen untergebracht sind, reicht mehr als 30 Meter in die Erde. Der Turm steht in ihr wie in einem Schuh, hat Bewegungsfreiheit und bleibt stabil. Da unsere Stadt 1200 m hoch liegt und er 360 m mißt, ragt sein Hut 1560 m über den Meeresspiegel. Kein anderer der Welt reicht an ihn heran.

Die Lösung des Wohnungsproblems ist auch in der Sowjetunion eine vorrangige Aufgabe. Jeder Familie bis zum Jahr 2000 eine eigene Wohnung bereitzustellen, ist eine Forderung des XXVII. Parteitages der KPdSU. Was tut sich da in Alma-Ata?

Unsere Stadt hat jetzt 1,1 Millionen Einwohner. Im Jahr 2010 werden es 1,5 Millionen sein. Unser Ziel: Am 1. Januar 1991 soll jede Familie, bis zum Jahr 2000 jeder Wohnungsuchende ein eigenes Heim haben. Stehen jedem Bürger, der heutzutage in eine Wohnung zieht, 13 Quadratmeter Wohnfläche zu, werden es in Zukunft 19 sein.

Selten ist die Natur einer Stadt so „grün" wie die von Alma-Ata. Dem Fremden fällt auf, wie harmonisch sich die Architektur in die Naturkulisse einfügt, ihre schönsten Seiten nutzt...

Alma-Ata wurde erst 1854 gegründet. Aus Quellen alter Baumeister ist nichts zu schöpfen. Die Kasachen waren ja Nomaden, lebten in Jurten. Das einzige, wenige, was sie an Bauwerken hinterließen, waren kunstvolle Grabmäler. Manchmal buddeln wir noch wunderschöne Ornamente aus, die wir originalgetreu nachgestalten und in die modernen Gebäude einfügen. Wir schmücken unsere Bauten nicht wie die Usbeken, die die sogenannte Teppich-Architektur – kleine, barockartige Ornamentik – lieben. Die Weiten Kasachstans, seine Steppen und majestätischen Berge lassen keine Verspieltheit zu.

In der Sowjetunion gibt es ein Gesetz, das jeder Millionenstadt eine Metro garantiert...

1989 beginnen wir mit ihrem Bau. Die unruhige Natur zwingt uns, nicht tiefer als 20 m unter die Straßendecke zu gehen. Die Metro soll einmal netzartig die ganze Stadt verbinden. Heute aber sprechen wir nur vom ersten Abschnitt, also von 5 Kilometern und 4 Stationen. 1999 ist Jungfernfahrt. Die Stadt wächst täglich und mit ihr das Verkehrsproblem. Es ist also keine Minute zu verlieren...

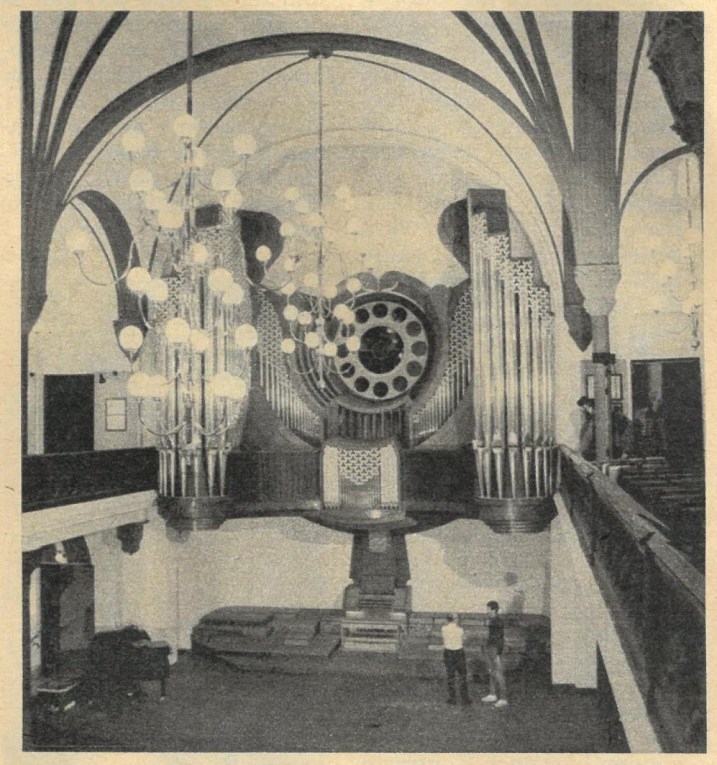
Interview: Karin Kopp

Elektronisch

Das transportable Farbfernsehgerät „Elektronika Z-433 D" gehört zu den populärsten Apparaten dieser Art in der Sowjetunion. Hergestellt wird das Gerät in der Leningrader Produktionsvereinigung „Positron". Sie wurde von der Industrie- und Handelskammer der UdSSR als „Bester Exporteur des Jahres" gekürt. Kooperationsbeziehungen bestehen beispielsweise mit den „Tesla"-Werken in der ČSSR, mit denen zusammen der Videorecorder „WM-18" gebaut wird.

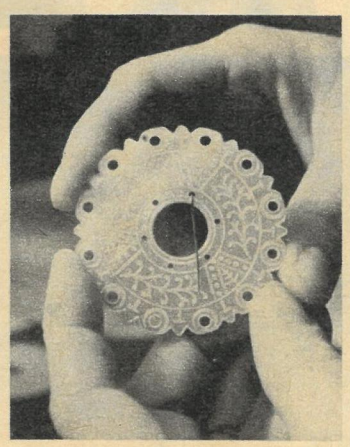
Musikalisch

Eine neue Orgel mit drei Manualen und 28 Registern hat die restaurierte Synagoge von Zalaegerszeg im südwestungarischen Komitat Zala. Das imposante Instrument wurde in der Budapester „Aquincum"-Werkstatt unter Anleitung des Organisten Gabor Trajtler gebaut, der sie unlängst dem Publikum vorstellte.



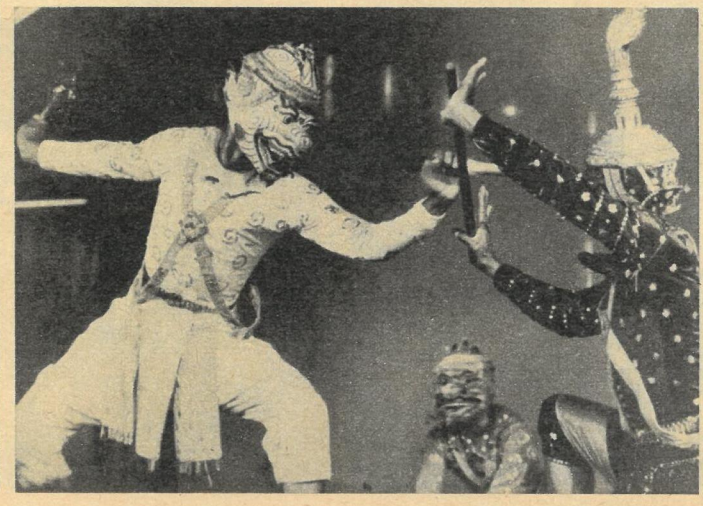
Spielerisch

Erste Mathematik-Kenntnisse erhalten die Kleinen auch in der Mongolei bereits im Kindergarten. In dieser Einrichtung in Ulan-Bator werden dabei zur Lernerleichterung z. B. selbstgebastelte Papier-Enten genutzt.



Folkloristisch

Reich verziert mit traditionellen Ornamenten sind die Schmuckstücke der tschechoslowakischen Volkskünstlerin Věra Poláková aus Žirovnice in Südböhmen. In einem Kunstpavillon in Plzeň zeigte sie jetzt fünfzig ihrer schönsten Arbeiten. Zu sehen war – neben Anhängern, Ohrringen und Armbändern – auch diese Brosche mit folkloristischen Motiven.



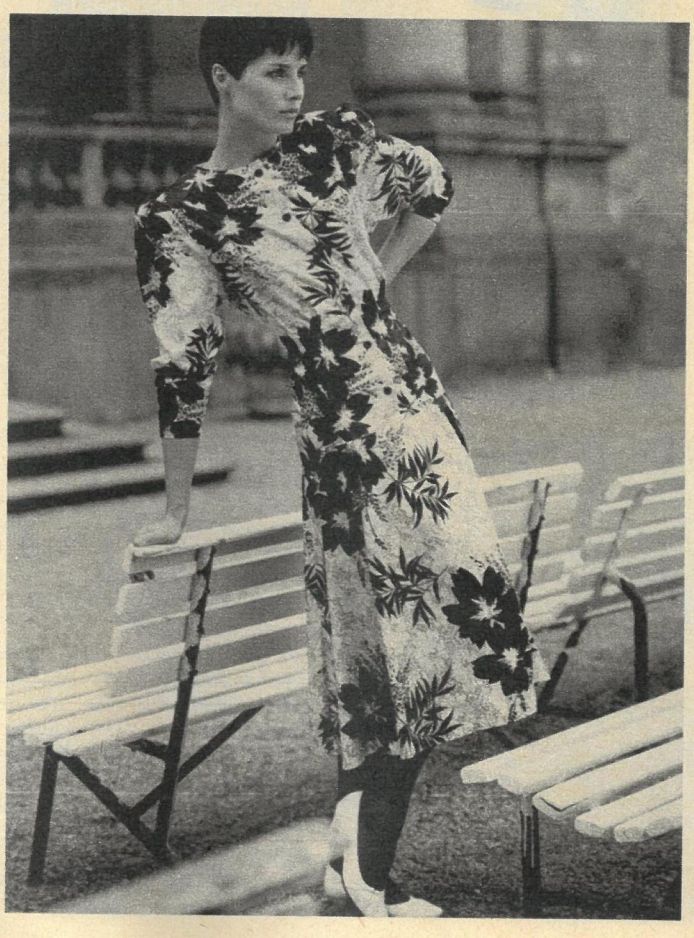
Dämonisch

An der „Schule der Schönen Künste" in Kampucheas Hauptstadt Phnom Penh bekommen junge Talente eine solide Ausbildung in der Theater- und Tanzkunst. Absolventen des letzten Studienjahres führen hier einen symbolischen Tanz vor, in dem Dämonen gegen die Armee des Affenkönigs Hanuman kämpfen. Die traditionelle Bildungsstätte war nach dem Sturz des Pol-Pot-Regimes 1979 wiedereröffnet worden.

Mit Blumen in den Sommer

Während ringsum alles auf den Winter wartete, war im ČSSR-Außenhandelsunternehmen CENTROTEX, für das nahezu 80 Herstellerbetriebe modische Neuheiten schaffen, der Sommer längst schon angesagt. Eduard Kauba, Pressechef des Unternehmens, das in diesem Jahr sein 40. Gründungsjubiläum feiert, gewährte FREIE WELT einen Blick hinter die Kulissen. Was zeigt bei unserem Nachbarn, dessen Export in erster Linie in die UdSSR, die DDR und nach Jugoslawien geht, das 88er Modebarometer an? Eduard Kauba: In der Damenbekleidung unseres Landes beobachten wir gegenwärtig zwei Stilrichtungen – einerseits den legeren Stil, der Mentalität und Wünsche der Frau von heute trifft und den Möglichkeiten der industriellen Konfektionierung am besten entspricht. Die breiten Schulterpartien werden nicht zurückgenommen, aber auf „männliches Image" wird verzichtet. Parallel dazu entfaltet sich der feminine Stil – die sich eng anschmiegende Silhouette triumphiert. Den Vorzug bei beiden erhält strukturell markantes Material. Lässige Eleganz bestimmt weiterhin die sportliche Bekleidung, übertriebene Weiten gehen dabei leicht zurück. Die Damen und Mädchen können hier noch Kontraste kombinieren: breit und schmal, kurz und lang... Die Farbskala der diesjährigen Mode scheint etwas gedämpft, gibt sich klassisch. Als eine Art Gegenreaktion auf allzu Grelles sind nun wieder neutrale Basistöne Trumpf: elegantes Weiß und Schwarz, Marineblau und Rot. Daneben zarte Pastelltöne: Pfirsichrosa, Mango, Mintgrün, Vanillegelb, Lavendel, Altrosa, Türkis... Wieder „in" sind als Muster klassisches Herrenkaro und Nadelstreifen, im Sommer sind Tupfen und Punkte sowie vor allem Blumen erlaubt. Bei den Stoffen feiern wir ein Wiedersehen mit Gabardine und Jersey. Und was gibt es für uns, meine Herren? Bei CENTROTEX ist die sogenannte „neue Klassik" im Anmarsch, womit in der Herrenmode gewissermaßen alles zur Ruhe kommt. Hochkarätige Stoffe, lässige Eleganz – damit sind für uns die Akzente gesetzt.

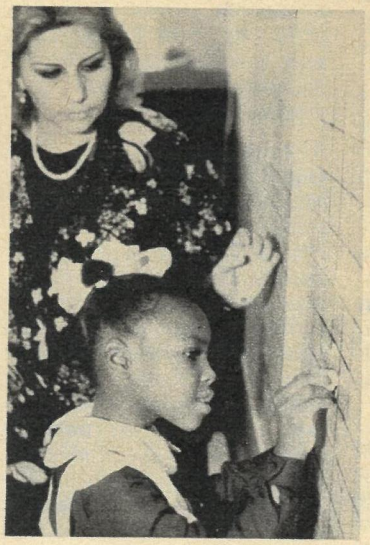
Antonìn Kužma



Akzentfrei

Nichts Außergewöhnliches, wenn ein kleiner Mensch an der Wandtafel steht und seine ersten Buchstaben schreiben lernt. Für die sechsjährige Njurka Isabel di Carvallo Diogo indes ist jeder neue etwas Besonderes: Sind es doch die Buchstaben des russischen Alphabets, einer Sprache, die für sie praktisch zur zweiten Muttersprache wurde. Geboren ist das Mädchen mit dem langen klangvollen Namen in Angola. Ihre Eltern, Gaststudenten in der aserbaidshanischen Hauptstadt Baku, haben die Tochter mit einem Jahr in die UdSSR gebracht. Im Kindergarten lernte und redete sie mit Altersgefährten russisch, übte das zu Hause weiter, weil auch die Eltern ihre Sprachkenntnisse ständig vervollkommnen wollten. Als Njurka in die Schule kam, beherrschte sie russisch akzentfrei. In Baku leben noch mehr kleine Bürger anderer Länder, was nicht verwunderlich ist: An 18 Hochschulen der Republik studieren über 3000 junge Leute aus 75 Ländern Asiens, Afrikas und Lateinamerikas.

Gaby Wehrmann



Knapper Sieg für die Gäste

Das Jugendzimmer im Zentralen Haus der DSF in Berlin ist häufig Domizil der Schachspieler. Die Sektion der BSG „German Titow" trug dort mit Freunden des königlichen Spiels aus der UdSSR-Botschaft Unter den Linden sowie dem Haus der Sowjetischen Wissenschaft und Kultur einen Mannschaftswettbewerb aus, der bereits eine kleine Tradition hat – er fand zum dritten Mal statt. Bei den ersten beiden Vergleichen gewannen die Berliner. Nun war man gespannt, wie diese Begegnung ausgehen würde, denn die sowjetischen Freunde wollten mit einer verstärkten Mannschaft kommen. – Freitag abend, alle Teilnehmer nehmen an einer langen Tafel Platz. Robert Knoll vom Zentralen Haus der DSF

wünscht den Spielern interessante Partien. Die Veranstaltung, so sagt er, zeuge von der engen Zusammenarbeit der Häuser Am Festungsgraben und in der Friedrichstraße. Dann beginnt an 16 Brettern der Wettkampf (Foto: der älteste Spieler – Dr. Claus Eichwald). Die sowjetischen Freunde erhalten die weißen Figuren. Nach der ersten Runde werden die Farben gewechselt. Es steht 5:5. Die Spannung steigt. Doch erst einmal gibt es einen kleinen Imbiß zur Erholung. In der zweiten Runde gewinnen die sowjetischen Schachfreunde knapp mit 5,5:4,5 und können den Wettkampf mit dem Endresultat von 10,5:9,5 für sich entscheiden. Der stellvertretende Direktor des Hauses der Sowjetischen Wissenschaft und Kultur, Wjatscheslaw Wischnewski – selbst leidenschaftlicher Schachspieler – lädt für das nächste Treffen in sein Kulturzentrum ein. Ein guter Anlaß wäre dafür der 70. Jahrestag der Sowjetarmee im Februar.

Dagobert Kohlmeyer

Retter wachen im Gebirge

Das einstöckige, holzverkleidete Haus mit dem schrägen, schneerutschigen Dach – unweit der Talstation des Kabinenlifts von Borowez/Rilagebirge – gleicht einer schmucken Bergbaude. Im Innern bietet es auch tatsächlich einige Zimmer zur Unterkunft. Allerdings nicht für Bergwanderer oder Skiausflügler, sondern für freiwillige Helfer des bulgarischen Bergrettungsdienstes. Stationsleiter Iwan Kandilarow zeigt uns auch den Med.-Punkt samt OP-Einrichtung, die den diensthabenden Bergwacht-Arzt in die Lage versetzt, Unfallpatienten unverzüglich notwendige Hilfe zu leisten – gegebenenfalls auch mittels operativem Eingriff. „Die meisten Einsätze bringt uns der Winter, die schwersten aber der Sommer. Denn dann ‚wimmelt' es geradezu in unserem Aktionsgebiet, das sich über eine vorwiegend alpine, rund 400 Quadratkilometer große Region erstreckt, von Bergwanderern und Bergsteigern", erzählt Iwan Kandilarow. Selber ein landesweit bekannter Alpinist, hat er zuletzt innerhalb von lediglich acht Tagen die beiden Siebentausender-Gipfel des Pamir, Pik Korshenewskaja und Pik Lenin, bezwungen. Als Hauptursache nahezu aller Berg- oder Skiunfälle nennt er: Selbstüberschätzung, Waghalsigkeit, Leichtsinn! Insbesondere die „Flachländler" – darunter vor allem auch Urlauber aus der DDR – würden den Männern in den roten Overalls die größten Sorgen bereiten. Während jeder Wintersaison der letzten Jahre seien sie gezwungen gewesen, jeweils zwischen 80 und 100 Verletzte allein mit Knochenbrüchen von den Pisten herabzuholen. Moderne Einsatztechnik und zweckmäßige Rettungsmittel stehen den Bergwachtmännern dafür bereit: mehrere Motorschlitten, eine gelände- und schneegängige Ambulanz auf Gummiraupen (Foto unten), stationäre wie mobile UKW-Funkgeräte, Lawinenhunde, Rettungshubschrauber (Foto oben: Simulation eines Rettungsabstiegs vom Helikopter). Besonders dramatische Situationen entstehen, so weiß Iwan Kandilarow aus Erfahrung zu berichten, wenn urplötzlich das Wetter extrem umschlägt, an warmen Spätsommertagen scharfer Wind, Frost und Schneefall einsetzen. Oft muß dann Großalarm ausgelöst werden… Nahezu 1000 bergerfahrene, aktive Mitglieder, wovon weniger als hundert „beruflich bedienstet" sind, vereint der bulgarische Bergrettungsdienst insgesamt unter seinem Symbol: Edelweiß, kombiniert mit Rotem Kreuz. In sechs größeren Basen und 22 kleineren Stationen leisten sie unablässig Dienst für das Leben…

Helmuth Pelzer

● Gut gesagt

Jede Epoche wirft Fragen auf, auf die der Künstler eine Antwort geben muß. Dazu ist er nicht verpflichtet, weil er von irgend jemandem beauftragt wurde, sondern weil er selbst mitten im Leben steht.

Nenko Balkanski, Maler, Bulgarien

● Am Rande

Am lettischen Institut für Mikrobiologie besteht eine genetische Bank, wo Kälberembryonen jahrzehntelang bei einer Temperatur von minus 196 Grad Celsius konserviert und später für die produktive Verbesserung der Rinderbestände genutzt werden können. – Quasi auf Eis gelegt.

● Persönliches

Der 30jährige Rumäne LEONARD PAŞCANU sammelt seit frühester Kindheit Briefmarken, die schon oft mit Ausstellungsgold prämiert wurden. Heute ist er ein international gefragter technischer Experte, der bereits vielen Fälschungen auf die Spur kam.

Als besonders pfiffiger Bursche ist der Bulgare PARUSCH TENTSCHEW aus Warna in seiner Heimatstadt bekannt. Er hat bisher bei mehr als 40 Preisausschreiben gewonnen und sicherte sich auf diese Weise vier Auslandsreisen, einen Fernseher, fünf Radios und mehrere Uhren.

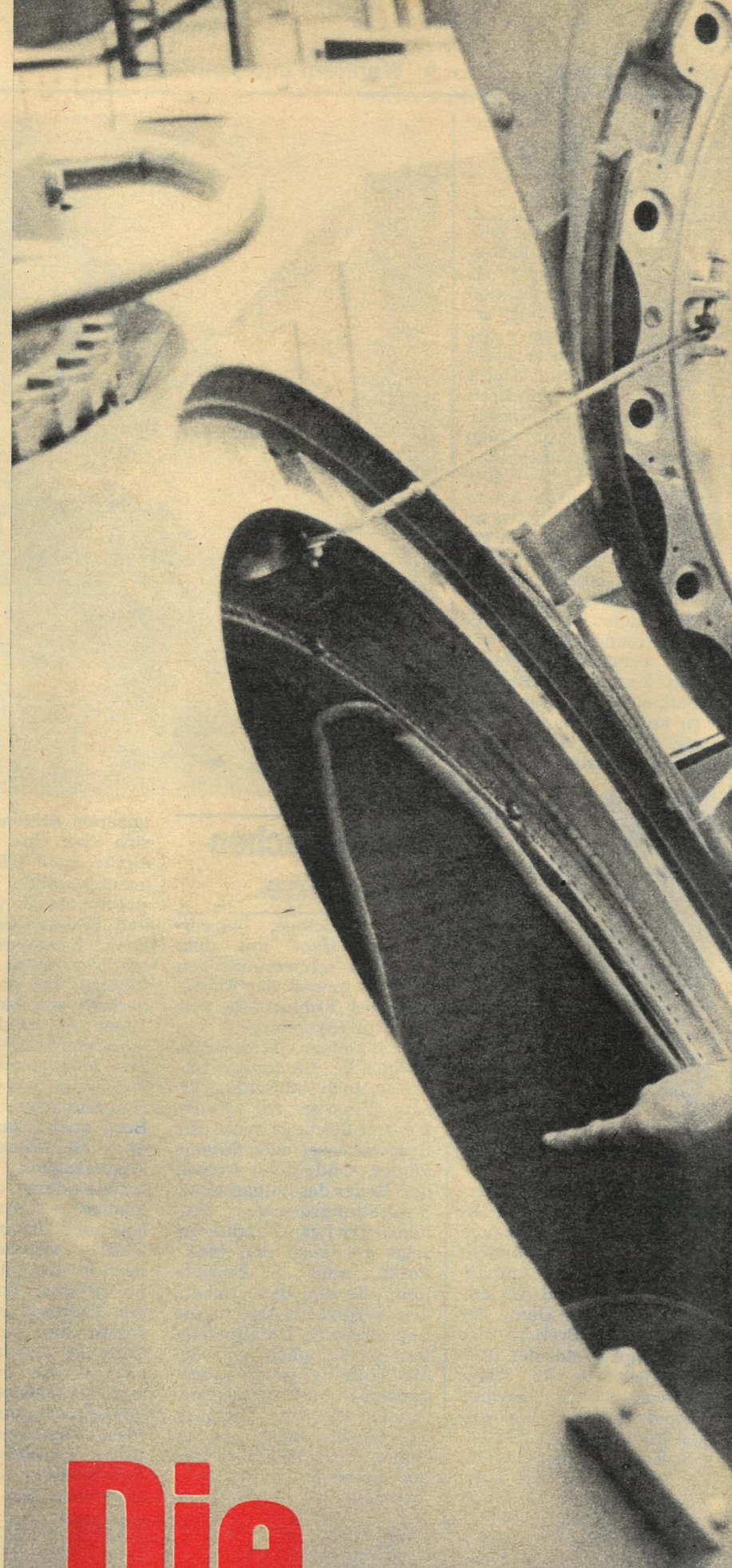
Gewöhnliches Stroh und Schilfrohr verwandeln sich unter den geschickten Händen von VIKTOR BACHAREW aus Moskau in kleine Kopien von Denkmälern der russischen Holzbaukunst. Seine Modelle wurden bereits auf Kunstausstellungen im In- und Ausland gezeigt.

Redaktion: Gabriela Wehrmann; Fotos: J. Weidmann, ZB/TASS/Blochin, ZB/MTI, ZB/Monzame, ZB/ČTK (2), CENTROTEX (2), TASS/Bekker, (3), C. Eichwald (privat), Sofiapress (2); Vignette: D. Schüler.

„Die Freunde kommen." Der dies aussprach, war Fliegerkosmonaut Anatoli Filiptschenko, Vizepräsident der Sowjetischen Gesellschaft für Freundschaft mit der DDR. Er stand auf den Stufen des Trainingszentrums der Kosmonauten im Sternenstädtchen bei Moskau und erwartete die Delegation der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft unter Leitung ihres Präsidenten Erich Mückenberger, Mitglied des Politbüros des ZK der SED (im Foto oben mit August Woss, dem Vorsitzenden der Sowjetischen Gesellschaft für Freundschaft mit der DDR, Mitglied des ZK der KPdSU und Vorsitzender des Nationalitätensowjets des Obersten Sowjets der UdSSR). „Die Freunde kommen", sagte der Kosmonaut zu seinem Himmels-Bruder Valeri Bykowski – seinerzeit hatte er mit Sigmund Jähn seinen Kosmosflug gemacht –, und Bykowski nickte bestätigend. Die Freunde ...

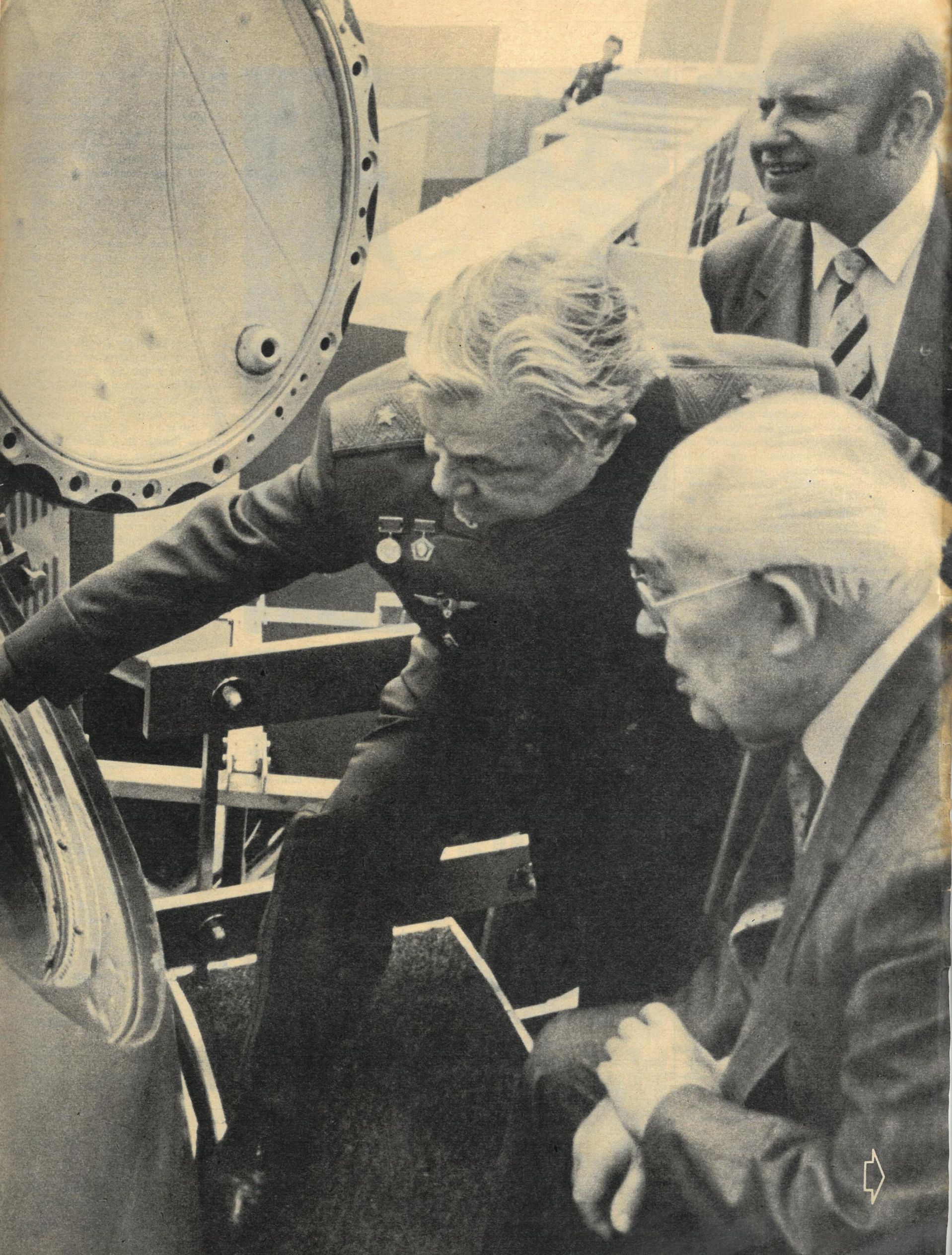
Die Türen gingen weit auf im Sternenstädtchen. Genosse Mückenberger ließ sich von Anatoli Filiptschenko den Simulator von Sojus TM erklären (Foto rechts). Der Trainingskomplex der Mir-Station – bulgarische Kosmonauten übten gerade mit Fliegerkosmonaut Sawynych ihr Programm – wurde besucht, das Wasserbassin, „Hydrokosmos" genannt, in dem eine Fast-Schwerelosigkeit im Tauchbekken mit einer Mir-Station und Kosmonauten in Ausstiegsskaphandern simuliert wird, die große Zentrifuge, mit der Beschleunigungswerte bis zu einem Vielfachen der Erdanziehungskraft zu erreichen sind ...

Die Freunde kamen, um teilzunehmen an der Festveranstaltung aus Anlaß des 30. Jahrestages der Gründung der Sowjetischen Gesellschaft für Freundschaft mit der DDR. Erich Mückenberger erinnerte in seiner Rede daran, was damals der namhafte Schriftsteller und erste Vorsitzende der Freundschaftsgesellschaft, Konstantin Fedin, in seinem Referat gesagt hatte: „Ein dauerhafter Frieden kann auf dem europäischen Kontinent gewährleistet sein, wenn unsere beiden Völker in Einverständnis und Freundschaft leben, wenn sie ihre Anstrengungen im Kampf gegen die Verkünder der Feindschaft zwischen



Die Freunde

Aus Moskau berichten unsere Korrespondenten Jürgen Geitner (Text) und Volkmar Billeb (Fotos)



Die Freunde

unseren Völkern, gegen die Kriegstreiber vereinen." Präsident Mückenberger würdigte die von der sowjetischen Schwesterorganisation in den drei Jahrzehnten ihres Bestehens geleistete umfassende Arbeit für die Entwicklung und Vertiefung der Freundschaft und brüderlichen Zusammenarbeit, ihren bedeutenden Beitrag zur Festigung des Bruderbundes zwischen unseren Völkern, dessen inspirierende Kraft die unverbrüchliche Kampfgemeinschaft zwischen der SED und der KPdSU war und bleibt. Dies wurde in der Grußadresse des Generalsekretärs des ZK der SED und Vorsitzenden des Staatsrates der DDR, Erich Honecker, an den Zentralvorstand und alle Mitglieder der sowjetischen Freundschaftsorganisation deutlich zum Ausdruck gebracht und durch die Verleihung des Ordens „Großer Stern der Völkerfreundschaft" an die Schwesterorganisation der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft unterstrichen. Erich Mückenberger lud sie zum 13. DSF-Kongreß im Mai nach Berlin ein.

„Die Freunde kommen." Als freudiges Begrüßungswort galt dies auf allen Stationen, die die Delegation während ihres Aufenthaltes in Moskau und im Moskauer Gebiet aufsuchte: Für das Staatliche Energetische Forschungsinstitut „G. M. Krshishanowski", benannt nach dem Schöpfer des Goelroplanes, des verdienstvollen Mitstreiters von Lenin. In enger Zusammenarbeit mit DDR-Kollegen beschäftigt man sich hier mit energiewirtschaftlichen Fragen, mit Problemen der Supraleitfähigkeit wie der Kernfusionsprozesse. Das Wort galt auch für das Moskauer Rohrwerk, einem Gründungsmitglied der Sowjetischen Gesellschaft für Freundschaft mit der DDR, das Vizepräsident Heinz Kuhrig mit einem Teil der Delegation aus der DDR besuchte. Und das Wort galt für die Moskau benachbarte Stadt Podolsk – nicht nur wegen der engen Zusammenarbeit der hiesigen Textilhersteller mit dem DDR-Kombinat TEXTIMA. Enge, produktive Beziehungen gibt es auch in der städtischen Molkerei und dem eine Autoviertelstunde entfernten Sowchos „Woronowo". Dessen Vorsitzender Gontscharow führt nicht nur einen Landwirtschaftsbetrieb mit hohen Leistungskennziffern, er ist als Bildhauer Mitglied des Künstlerverbandes der UdSSR und hat in der Gemeinde eine überaus achtbare Kunst- und Fotogalerie auf die Beine gestellt.

„Die Freundschaft und enge Verbundenheit zwischen unseren Parteien und unseren Völkern", hatte Erich Mückenberger im Stadtparteikomitee der KPdSU Podolsk unterstrichen, „ist eine der großen revolutionären Errungenschaften und das Geheimnis unserer gemeinsamen Erfolge."

Konstantia Jurjewna Wolkowa, Ingenieur im Podolsker Kalinin-Werk, formulierte es auf ihre Weise: „Eine Freundschaft der Herzen, der Köpfe und der Hände".

Eine Rose für Alla

Unser Mitarbeiter Horst Goldschmidt erinnert sich

Und wer ist der Mann neben Fedin, fragt mich ein junger Kollege, als er das Foto sieht. Zunächst will ich es nicht glauben: Er erkennt mich nicht ... Doch: Wie sollte er? Schließlich wuchsen mir inzwischen neben ein paar Einsichten und Erfahrungen auch Bauch und graue Haare. Das Foto ist immerhin bald 21 Jahre alt.

Fedin indes blieb in meiner Erinnerung unversehrt und unverändert. Da war vor allem die Lebenslandschaft seines Gesichts, geprägt von der heiteren Gelassenheit der Jahre. Als ich ihn kennenlernte, hatte er bereits die ersten 75 Sommer hinter sich. Der Ruhm, seit langem sein Weggefährte, vermochte dieses Antlitz nicht zu entstellen. Das Herzklopfen, mit dem ich dennoch damals dem Dichter Fedin entgegenfuhr, schwand, als ich dem Menschen Fedin gegenüberstand, an einem gewitterschwülen Juniabend des Jahres 1967. Abseits der großen Welt, im Sommerzauber eines Kurortes im Elbsandsteingebirge, war er für ein paar Tage nahezu frei von Autogrammwünschen und anderen bisweilen lästigen Begleiterscheinungen des Berühmtseins. Er hörte sich meinen Interviewwunsch an. Und lächelte gewinnend. Er hörte aufmerksam meine vier Fragen. Und lächelte bedauernd. Dafür reiche seine Zeit beim besten Willen nicht aus. Ich müsse doch verstehen: Die Arbeit... Was blieb mir übrig: Ich verstand. Mein Bildreporterkollege Jo Gerbeth war inzwischen unentwegt am Drücker.

Auf der Heimfahrt – nach herzlichem Abschied – mußte ich unwillkürlich an das Saratower System der fehlerfreien Arbeit denken, das mich Tage vorher beschäftigt hatte. Im Falle des versagten Interviews schien es nicht anwendbar. Und doch gab es da irgendwie eine Beziehung. Erst kurz vor Berlin kam ich dahinter: Konstantin Fedin stammt von der Wolga – aus Saratow.

Meine Redaktion nahm das unerwartete Ergebnis meiner Fahrt ins Sächsische mit Gelassenheit auf. Und auch mir blieb keine Zeit zur Resignation. Neue Aufgaben warteten. Meine nächste hieß: Besuch in der Betriebsberufsschule des VEB Ausbau Berlin. Als ich dort ankam, bestürmten mich festlich gekleidete Lehrer und Lehrausbilder: Konntest du nicht früher kommen? Eben erst sind die sowjetischen Freunde weggefahren. Das Beste erfuhr ich am Schluß: An ihrer Spitze stand – Konstantin Fedin. Sein Besuch hatte verständlicherweise so nachhaltige Eindrücke hinterlassen, daß alle, die ihn miterlebten, davon zu erzählen wußten. Mir blieb nur zu notieren: Der Dichter war als liebster Gast der schulischen Festveranstaltung zum 20. Jahrestag der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft mit tosendem Beifall empfangen worden. Er hatte ohne Manuskript in fließendem Deutsch gesprochen, hatte Lehrern und Lehrlingen zugerufen: Die Zukunft wird so sein, wie ihr sie gestaltet! Dann hatte er seine Bücher signiert.

Warum er gerade hierher gekommen war? Ein Stück der Antwort fand ich im Schulhausaufgang. Eine Urkunde: Beste Grundeinheit im Wettbewerb zu Ehren des 50. Jahrestages des Roten Oktobers. Und was ich dann sah, war mir plausibel genug für die Auszeichnung dieser DSF-Grundeinheit: Das Ergebnis monatelangen Fleißes, säuberlich in Ordner geheftet – Hunderte Seiten bearbeitetes Forschungsmaterial, mit dem nahezu 900 Lehrlinge vom Bau tief in die Geschichte vom Werden und Wachsen des ersten sozialistischen Staates der Welt eindrangen. Der Besuch Fedins am letzten Schultag wurde so zur Krönung ihres Fleißes. Der Dichter, der die Bau-Lehrlinge und ihre Lehrer überraschte, hatte auch für mich eine freudige Überraschung: Nach meiner Rückkehr in die Redaktion fand ich einen handschriftlichen Gruß (siehe rechts) an die FREIE WELT-Leser...

Konstantin Fedin starb am 15. Juli 1977. Monate vorher – an einem der letzten Dezembertage – erlebte ich in Moskau einen Höhepunkt der von ihm mitbegründeten, von ihm 13 Jahre lang geleiteten Gesellschaft für Freundschaft mit der DDR: die IV. Allunionskonferenz.

Wünsche ohne Spickzettel

Mit Trommeln und Trompeten, so marschierten sie in den Saal des Theaters der Fernsehschaffenden am Shurawljow-Platz im Kuibyschew-Rayon. Spontane Bewegung im Parkett und auf den Rängen. Mehr als 800 Delegierte und Gäste zollten der Zukunft Beifall, die da mitten unter ihnen war: Thälmann- und Leninpioniere, die ohne Stocken und Spickzettel in Russisch wie in Deutsch ihre Gedanken und Wünsche vorbrachten. Hütet den Frieden,

baten sie, damit alle Kinder so froh und glücklich sind wie wir. Letztlich ging's auch ums Glück unserer Kinder auf dieser Konferenz, die im Zeichen der weiteren Festigung des Bruderbundes unserer Völker stand. Aus dem kalten Murmansk und dem subtropischen Suchumi, aus dem sibirischen Irkutsk, aus Minsk und Donezk, aus Riga und Baku kamen die Delegierten, Abgesandte der Freundschaft zu unserem sozialistischen Vaterland. Sie hörten den Rechenschaftsbericht: In den vergangenen fünf Jahren wurden mehr als 20 000 Veranstaltungen organisiert, 10 673 Touristengruppen und 256 Freundschaftszüge betreut. Unvollkommen nur vermögen Zahlen Aktivitäten deutlich zu machen, die von der Arbeit zahlloser Klubs der Freundschaft in sowjetischen Schulen bis hin zu zahlreichen Festveranstaltungen reichen – gewidmet großen Deutschen. Und der Rechenschaftsbericht war auch hier konkret, nannte Namen: Karl Liebknecht, Rosa Luxemburg, Willi Bredel, Heinrich Heine, Bertolt Brecht, Ernst Busch, Thomas Mann, Ernst Thälmann, Anna Seghers, Wilhelm Pieck... Mein Blick wanderte über die Reihen der Delegierten im Parkett. Da saßen viele, ergraut und von den Jahren gezeichnet, die mein Land vom Faschismus befreit hatten. Und da waren Junge, für die die Freundschaft zur DDR bereits zu den guten Alltäglichkeiten ihres Lebens gehört.

Ein Satz noch, den Fliegerkosmonaut Filiptschenko in seinem Diskussionsbeitrag gesagt hatte: Unsere Freundschaft kennt – wie der Kosmos – keine Grenzen. Ich unterstrich diesen Satz in meinem Notizbuch. Dreimal.

In den Konferenzpausen machte ich die Bekanntschaft mit einigen der Delegierten. Auch mit der Jüngsten.

Die Frau mit SLAWA

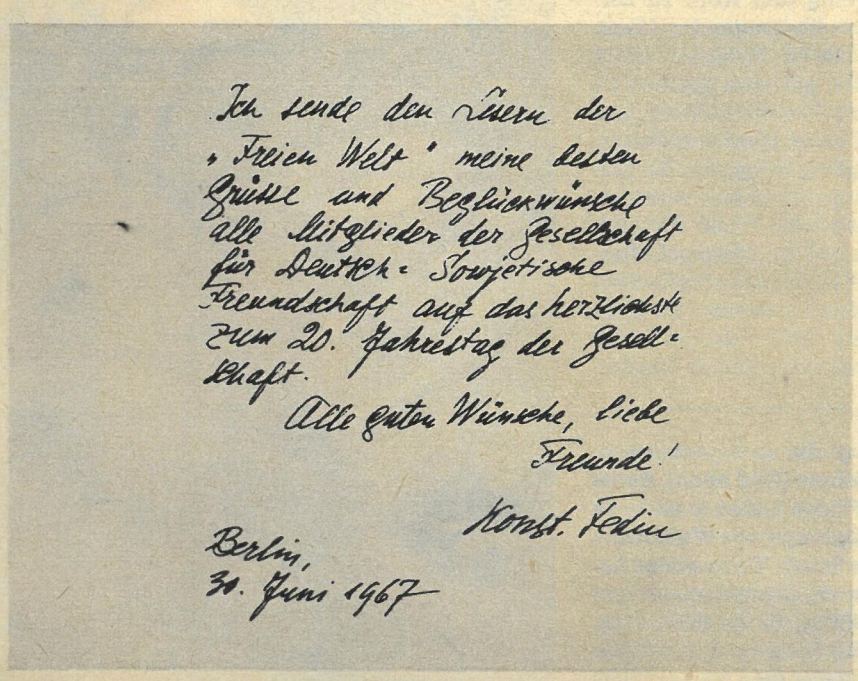
Ich hätte ihr, als sie mir mit dem ganzen Charme ihrer Jugend gegenüber saß, gern eine Rose geschenkt, denn sie gefiel mir ausgesprochen: Alla Schilkina, 25 (links oben). Ihr Betrieb hatte sie entsandt: die zweite Moskauer Uhrenfabrik, Kollektivmitglied der Freundschaftsgesellschaft. Ein Werk mit damals 10 000 Mitarbeitern, die über 300 Modelle der weithin bekannten SLAWA-Uhren produzierten. Alla sorgte als Gütekontrolleurin mit dafür, daß sie stets genau gingen. Natürlich trug sie selbst auch eine SLAWA, 21 Steine, nicht das neueste Modell – außerdem eine Uhr für Männer. Das ist jetzt Mode, sagte sie und zeigte ihre Grübchen. Unsere Republik kannte sie noch nicht persönlich. Nur mit einem DDR-Studenten war sie einmal befreundet. Leider hatte sie seine Spur verloren. In ihrer Stimme schwang Bedauern. Oft, erzählte sie mir, bin ich im Haus der Freundschaft am Kalininprospekt, weil es da soviel Interessantes gibt. Es klingelte. Die Pause war zu Ende. Ein freundschaftlicher Abschied. Ich schaute auf meine Uhr. Es war auch eine SLAWA...

Als ich mich jüngst in Moskau nach Alla erkundigte, erfuhr ich: Sie hat inzwischen ihren Namen geändert, ist also verheiratet, hat zwei Kinder und lebt heute mit ihrer Familie in der nordkasachischen Stadt Leninsk.

Fedin in Zittau

Der Dichter aus Saratow, an den ich mich so lebhaft und gern zu erinnern vermag, wäre am 24. Februar 1982 neunzig Jahre alt geworden. Drei Tage lang war sein Name aus diesem Anlaß damals in der ostsächsischen Kreisstadt in vieler Munde. Doch warum, fragte sich mancher, Fedin-Festtage ausgerechnet in Zittau? Hier hatte er – im kaiserlichen Deutschland vom ersten Weltkrieg überrascht – mehr als drei Jahre seines erfüllten, schöpferischen Lebens verbracht; stand er als Schauspieler und Sänger auf den Brettern des Stadttheaters. In Zittau lernte ich Fedins Tochter Nina Konstantinowna kennen. Gemeinsam mit dem bekannten Erzähler Sergej Antonow („Der zerrissene Rubel") war sie Ehrengast der Festtage. Sie gab einer Zittauer Straße den guten Namen ihres Vaters, eines großen Freundes unserer Republik. Und sie erlebte am gleichen Abend im Freundschaftssaal des Rathauses, wie ein Porträt Konstantin Fedins – gemalt von dem Dresdner Künstler Rudolf Nehmer – in den Besitz der Stadt überging.

Fotos: Jo Gerbeth, Detlev Steinberg, Nikolai Saizew (2)


Ich sende den Lesern der „Freien Welt" meine besten Grüße und Glückwünsche alle Mitglieder der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft auf das herzlichste zum 20. Jahrestag der Gesellschaft.

Alle guten Wünsche, liebe Freunde!

Konst. Fedin

Berlin,
30. Juni 1967

Prüfungszeit

Aus dem Moskauer Rohrwerk berichtet Constanze Treuber

Michail Otschepassow (Foto oben) macht die letzten Handgriffe und übergibt an seine Ablösung. Halb vier, Schichtwechsel. Die acht Mann der Jugendbrigade haben für heute ihren Plan erfüllt. Brigadier Otschepassow, neunundzwanzig Jahre alt und seit zehn Jahren im Betrieb, bleibt noch einen Moment bei uns stehen. „Warum man Sie gerade zu meiner Brigade geführt hat? Wir produzieren Rohre für die DDR." Rohre von acht bis 102 Millimeter Durchmesser kommen aus dem Moskauer Werk, sie sind gefragt im Automobilbau, in der Möbelindustrie, bei Kraftwerks-, Maschinen-, Chemieanlagenbauern. Bis zu dreihunderttausend Meter jährlich werden in die DDR geliefert. Tendenz: steigend. Die Qualität, darauf halten sich die Moskauer was zugute, mußte noch nie beanstandet werden. Von Wladimir Manochin, Stellvertreter des Direktors und Vorsitzender der Gesellschaft für Freundschaft mit der DDR im Werk (im unteren Foto rechts mit Parteisekretär Juri Bobylow – Mitte – und dem Leiter des Labors Jewgeni Kritschewski), erfahren wir mehr. Das Kollektiv des Moskauer Rohrwerkes – heute zählt es 1400 Mitarbeiter – gehörte vor dreißig Jahren zu den Gründungsmitgliedern der Freundschaftsgesellschaft. „Reisen in die DDR, Vorträge, Treffen mit Touristengruppen aus Freundschaftszügen bei uns im Werk – sehen Sie die vielen Erinnerungsgeschenke! So hat es angefangen. Heute hat unsere Freundschaft eine neue Basis: wissenschaftlich-technische Zusammenarbeit." Seit Jahren werden mit dem VEB Rohr- und Kaltwalzwerk Karl-Marx-Stadt gemeinsame Forschungsaufgaben gelöst, Informationen, Erfahrungen, Geräte ausgetauscht. Spezialisten beider Werke haben sich gut kennengelernt. Zu beiderseitigem Vorteil, der allein in Moskau mit Hunderttausenden Rubeln zu Buche steht. Von den jungen Leuten aus der DDR, die in Moskau studieren und im Rohrwerk ihre Praktika absolvieren, war gerade niemand zu sprechen: „Prüfungszeit. Wir sind sicher«, sagte Wladimir Manochin, „daß sie uns keine Schande machen."

Vier sind eine Mannschaft

In der noch jungen Disziplin des Nordischen Skisports, dem Mannschaftsspringen, hat es schon vier Weltmeisterschaften, aber noch keinen olympischen Einstand gegeben. Dieser steigt jetzt in Calgary. Ausschlaggebend für die Olympiareife solch einer Konkurrenz war vor allem deren Attraktivität und Sympathie, die ihr von Springern wie Zuschauern entgegengebracht wurde. Daß die Finnen – jedesmal mit diesem Tausendsassa Matti Nykänen – schon dreimal hintereinander den Weltmeistertitel holten, nährt die Prophezeiung, andere als Nykänen und Co. würden das olympische Gold nicht gewinnen. Aber, aber – es ist ja noch nicht aller Tage Abend...

Ablauf und Wertungsmodus eines Mannschaftsspringens sind unkompliziert und überschaubar. Das Quartett eines Landes verteilt sich auf die auch bei Einzelkonkurrenzen üblichen vier Gruppen, und meistens – gleichwohl aus taktischen und witterungsbedingten Gründen nicht immer – springt der Primus in der letzten. Die Punktzahl der drei Bestplazierten wird addiert, der Schwächste gestrichen. „Wenn dabei einer durch einen verbauten Sprung frühzeitig das ‚Hinterrad' verliert und sich die anderen drei partout keine Fehler mehr erlauben dürfen, wächst die nervliche Belastung um ein Vielfaches", weiß Österreichs Großschanzen-Weltmeister Andreas Felder aus eigener Erfahrung. „Bei einer Einzelkonkurrenz ist man eben nur selbst plötzlich ‚weg', aber hier geht's um das Wohl und Wehe der Mannschaft."

Die verflossene Vierschanzentournee unter diesem Aspekt, und nicht nur Matti Nykänen hätte dreimal gewonnen und einmal Platz 2 belegt, sondern auch Finnland als Mannschaft. In Oberstdorf vor der ČSSR, die mit Pavel Ploc einen Tagessieger stellte, der mit zwei Schanzenrekorden Nykänen besiegte. In Garmisch-Partenkirchen vor Österreich und, siehe da, der DDR. In Innsbruck knapp vor der BRD, die mit Bauer, Heumann und Thoma drei Mann unter die acht besten Springer gebracht hatte. Doch beim Halali in Bischofshofen waren die Norweger besser. „Was daran gelegen haben mag, daß wir längere Zeit auf sehr schnellem Schnee trainierten und über weite Strecken der Tournee zunächst Probleme mit der ungewohnt nassen und dadurch langsameren Anlaufspur hatten", sah es der Weltcupgewinner Vegard Opaas. „Bischofshofen hat nun gezeigt, daß wir den Finnen Konkurrenz machen und bis Calgary eine gut funktionierende Mannschaft zusammenbekommen können. Das Gold ist noch nicht vergeben..."

Die olympischen Medaillen gerade in dieser Disziplin sind Zielpunkt der Hoffnungen vieler Athleten, die sich um das Defilee aufs Siegerpodest im Einzelspringen nur wenig den Kopf zu zerbrechen brauchen. Weil ein überragender Mann vom Kaliber eben eines Matti Nykänen nicht ausreicht, um eine Medaille, gar eine goldene zu gewinnen, vergrößern sich Verantwortung und Chancen der anderen. Bei einer Mannschaftsentscheidung sind vier Springer gefragt, die ihr (hohes) individuelles Leistungsvermögen vereinen und nach der Maxime handeln: Einer für alle, alle für einen! Vor allem solche Mannschaften verstanden es seit der Weltmeisterschafts-Premiere 1982 in Oslo, sich durchzusetzen. So siegten damals am berühmten Holmenkollen nicht die Österreicher um Weltmeister Armin Kogler,

So sauber (und weit!) fliegt der springerische Allerweltskerl Matti Nykänen (Bild oben). Seine Rolle als Leithirsch der Finnen haben in anderen Mannschaften ebenfalls Springer von Weltklasse inne (rechte Bildreihe von links): Weltmeister Andreas Felder für Österreich, Olympiasieger und Exweltmeister Jens Weißflog für die DDR, Weltcupsieger Vegard Opaas für Norwegen, Exweltrekordler Pavel Ploc für die ČSSR.

auch nicht die Finnen um ihren Titelträger Nykänen. Die Krone holten sich die mit Saetre, Bergerud, Bremseth und Hansson ausgeglichen besetzten Norweger! Nicht anders erging es dann den Norwegern selbst bei der Weltmeisterschaft drei Jahre später auf der Großschanze von Innsbruck. Durch Bergeruds dortigen Einzelsieg hoch favorisiert, fanden sie keine Bande und landeten – vom tückischen Wind am Berg Isel verweht – als geschlagener Siebter im Mittelfeld.

Den Titel holten sich – na, wer schon! – die Finnen, die bereits bei der extra organisierten Mannschafts-Weltmeisterschaft 1984 in Engelberg das Zepter geschwungen hatten. Ihr Trumpf ist bis heute, daß sie hinter dem unumstrittenen Klassenersten Nykänen eine sehr ausgeglichen besetzte Equipe zur Stelle haben. Der Rücktritt des einst ständigen Mannschaftsmitglieds Pentti Kokkonen wurde schnell verkraftet. Zur Vorjahrs-Weltmeisterschaft in Oberstdorf fiel sogar der unfreiwillige Verzicht auf den ausgefuchsten Puikkonen nicht allzu negativ ins Gewicht: Die Finnen siegten trotzdem – mit Nykänen, Ylipulli, Suorsa und dem jungen Nikkola. Nun, im Vorfeld Olympias, ist auch Puikkonen wieder zur Stelle. Die Mannschaft Finnlands ist derzeit überbesetzt!

Bei der diesjährigen Vierschanzentournee hatte es den Anschein, als probten Nykänen und Co. das olympische Mannschaftsspringen nicht nur von der sportlichen Leistung her, sondern auch von der Warte, daß einer für den anderen einstehen muß, wenn man in Calgary gewinnen will. Sie demonstrierten ein Zusammengehörigkeitsgefühl, das in der entscheidenden Stunde von Olympia '88 zusätzlich Flügel verleihen soll. Keiner von ihnen verschwand vom Schanzenauslauf, bevor nicht a l l e gesprungen waren. Immer stand die Frage im Vordergrund: Was haben w i r heute geleistet?

Das Mitfiebern für den anderen fällt bei den Finnen besonders auf, dieweil sie sich innerhalb der Mannschaft in einem äußerst harten Konkurrenzkampf befinden. Wer bekommt die drei Startplätze hinter Nykänen? Wer muß weichen? Trainer Matti Pulli sieht eine Qual der Wahl auf sich und seine Kollegen zukommen. „Alles muß genau bedacht werden, denn der intensiv angestrebte Mannschaftssieg wird uns nicht in den Schoß fallen. Die Gegnerschaft ist stark und bereit, uns nach allen Regeln der Kunst herauszufordern. Und so komisch es klingt: Die derzeitige Überlegenheit Matti Nykänens, überhaupt sein exquisites Können stellen uns auch vor mannschaftsinterne Fragen, die wir erst noch beantworten müssen…"

Matti Pulli hat nämlich besonders auf der jüngsten Tournee die Erfahrung gemacht, daß Nykänen mit seinen ausgeprägten technischen und athletischen Vorzügen im Anlauf und beim Absprung den Fortgang eines Springens unbeabsichtigt, aber entscheidend beeinflussen kann. Wenn er schon im Probedurchgang die Schanze völlig „ausreizt" und mit extremer Weite eine Anlaufverkürzung bewirkt, stutzt er auch den nicht an seine Extraklasse heranreichenden Teamgefährten die Flügel. Dem übrigen Feld sowieso.

Daß Nykänen selbst Anlaufverkürzungen „wegsteckt" wie kein anderer, bewies er zwischen Oberstdorf und Bischofshofen mit Nachdruck. Sage und schreibe 99 Punkte Vorsprung in der Gesamtwertung vor dem Zweitplazierten (Weißflog), drei Tagessiege hintereinander, nur in Oberstdorf Zweiter, weil ein entfesselter Pavel Ploc mit zwei Schanzenrekorden konterte. Niemand in der bisherigen Tourneegeschichte hatte je eine solche Ausbeute. Nur einer hinterließ ein ewiges Fragezeichen: Als der Japaner Yukio Kasaya 1972 drei Tagessiege errungen hatte, fuhr er nach Hause. Was wäre gewesen, wenn er auch den Sprunglauf in Bischofshofen noch mitgenommen hätte?

Wenn Matti Pulli sagt, in Calgary werde sich eine starke Konkurrenz formieren, dann wird er wohl recht haben. Er weiß sehr gut um die Meisterschaft von Österreichs Auswahltrainer Paul Ganzenhuber, seine Männer um Andreas Felder und Ernst Vettori auf die Minute topfit zu machen. Die Norweger wissen um ihre Stärke als Mannschaft, und neuerdings frohlocken auch die Schweden, deren Trainer Ake Östlund sich nicht nur auf seinen Jungstar Staffan Taellberg beruft – der über Nacht zur Weltklasse aufschloß. Medaillenhoffnungen dürfen sich freilich auch die Tschechoslowaken machen – mit dem „amtierenden" Normalschanzen-Weltmeister Juri Parma und dem immer zu einer Großtat fähigen Weitenjäger Ploc vornweg. Sogar die gastgebenden Kanadier wollen nicht nur einfach mitspringen. „Gleichwohl", sagt Ake Östlund, „haben alle Mannschaften gegenwärtig ihre kleinen und größeren Sorgen mit dem dritten oder gar vierten Mann. Deshalb sind wir Schweden nicht überheblich, wenn wir sagen: Wir können Sechster werden, aber auch um Platz 2 kämpfen!"

Im sowjetischen Springerlager gab es einmal eine Zeit, da man auch als Mannschaft eine Macht war. Große Namen wie Kamenski und Schamow, Zakadse und Sheglanow, Napalkow und Beloussow, Borowitin und Kalinin sind unvergessen. An solche triumphalen Tage anzuknüpfen, ist momentan sehr schwer. Doch es wird erzählt, daß für Calgary noch zwei Trümpfe im Ärmel stecken, die bei der Vierschanzentournee nicht ausgespielt wurden, aber in der Stunde X stechen sollen: Der 18jährige Zakadse-Sohn Kachaber und der erprobte Valeri Karetnikow.

Auch im DDR-Lager gibt es noch zwei Springer, die aus Verletzungsgründen zur Tournee nicht aufgeboten werden konnten, aber zu unseren Hoffnungen gehören: der Junioren-Weltmeister Mike Arnold und der Werner-Lesser-Sproß Ingo. Kürzlich fiel auch der Name Heiko Hunger…

Bei Mattenkonkurrenzen im Sommer haben sich unsere Springer als Mannschaft mehrfach in Medaillenränge gebracht. Warum soll das nicht auch in Calgary möglich sein – wo alles möglich ist? An Jens Weißflogs Beispiel aufrichten – das müßte doch zu machen sein!

Klaus-Dieter Kimmel

Fotos: ADN/Zentralbild, Frank Wegner (2), Karlheinz Friedrich, Wulf Olm.

Die bisherigen Mannschafts-Weltmeister im Skisprung

1982 in Oslo	
1. Norwegen (Saetre, Bergerud, Bremseth, Hansson)	718,5
2. Österreich (Wallner, Neuper, Kogler, Felder)	717,6
3. Finnland (Karhonen, Puikkonen, Kokkonen, Nykänen)	670,3
4. DDR (Freitag, Buse, Ostwald, Deckert)	660,3
1984 in Engelberg	
1. Finnland (Nykänen, Kokkonen, Puikkonen, Pusenius)	618,3
2. DDR (Findeisen, Buse, Ostwald, Weißflog)	572,2
3. ČSSR (Parma, Podzimek, Dluhos, Ploc)	564,1
1985 in Seefeld	
1. Finnland (Ylipulli, Kokkonen, Nykänen, Puikkonen)	583,0
2. Österreich (Felder, Kogler, Stranner, Vettori)	579,2
3. DDR (Sauerbrey, Deckert, Ostwald, Weißflog)	550,8
1987 in Oberstdorf	
1. Finnland (Nykänen, Nikkola, Yilipulli, Suorsa)	634,1
2. Norwegen (Eidhammer, Stjernen, Fidjestoel, Opaas)	598,0
3. Österreich (Vettori, Schallert, Neuländtner, Felder)	587,5
5. DDR (Arnold, Findeisen, Litschko, Weißflog)	582,5

FRIEDEN durch Abschreckung?

Weltweit existieren ungefähr 180 Einrichtungen, die sich mit der Friedensforschung befassen. Nun hat die DDR diese Runde erweitert. Was versteht man unter Friedensforschung?

Als am 26. Oktober 1987 der Rat für Friedensforschung an der Akademie der Wissenschaften gebildet wurde, hatten wir keineswegs das Empfinden, den weltweit bestehenden Instituten lediglich eines hinzugefügt zu haben. Wir begannen nicht mit Null, sondern haben bereits beachtliche Traditionen in der Friedensforschung. In Zusammenarbeit mit namhaften Physikern, Chemikern, Kosmos- und Geowissenschaftlern, Medizinern, Philosophen und Militärwissenschaftlern sind Untersuchungen angestellt worden, wie man aus Rüstung herauskommt, welche Wege zum Verbot der chemischen und biologischen Waffen führen. Dazu wurden Analysen erarbeitet, in welcher Form neues politisches Denken und Handeln auf die internationalen Beziehungen einwirken kann und muß.

Diese umfassende Arbeit kann nur im Zusammengehen von Natur- und Gesellschaftswissenschaftlern erfolgreich sein. Michail Gorbatschow hat in Washington auf die Frage nach den entscheidenden Ursachen für das Abkommen vom 8. Dezember 1987 geantwortet, daß in einem nicht unerheblichen Maße die Wissenschaftler das Ihre hierzu getan haben. So hat die sehr plastische Darlegung über den nuklearen Winter das Denken der Menschen und Politiker mit dahin gelenkt, daß ein Nuklearkrieg nicht mehr geführt werden darf, weil er den Untergang der Menschheit bedeuten würde. Die Fülle der vor uns stehenden Arbeit, die Breite der Forschung und die Notwendigkeit zur Koordination und interdisziplinären Forschung haben zur Gründung unseres Rates geführt. Schon zuvor bestand eine sehr enge Zusammenarbeit mit dem Komitee für wissenschaftliche Fragen des Friedens und der Abrüstung bei der Akademie der Wissenschaften der UdSSR sowie anderen Einrichtungen, wie dem IMEMO und dem USA-Kanada-Institut in Moskau. Diese wird weitergeführt.

Zur Vielzahl der Forschungsinstitute in der Welt muß man jedoch noch eine Einfügung machen. Viele dieser Gremien in kapitalistischen Staaten sind Partner in der Friedensforschung, doch einige haben mit Friedensforschung im eigentlichen Sinne nicht viel zu tun. So konstatiert beispielsweise das Londoner Institut für Strategische Studien lediglich das militärische Kräfteverhältnis. Es zählt und analysiert sozusagen die Waffen und ihre Wirksamkeit. Man kann es eher ein Militärforschungsinstitut nennen.

Wesen und Ziel sozialistischer Friedensforschung besteht darin, Kriege zu verhindern, die Ursachen der Kriege aufzudecken, Modelle und Alternativen für die Gestaltung des Friedens zu entwikkeln, wozu auch Fragen des Rüstungsausstiegs gehören. Friedensforschung in unserem Sinne gibt dem sozialistischen Staat wie allen gesellschaftlichen Kräften eine wissenschaftliche Fundierung, Hilfe, Anregung für die Politik des Friedens.

Welche Gemeinsamkeiten und Zusammenarbeit bestehen beispielsweise mit gleichartigen Instituten in den kapitalistischen Ländern?

Gemeinsamkeiten ergeben sich immer, wenn man sich einer Sache, dem Erhalt des Friedens, verpflichtet fühlt. Aus dieser Übereinstimmung entsteht auch die Zusammenarbeit. Mit dem Institut für Friedensforschung und Sicherheitspolitik in Hamburg, geleitet von Egon Bahr, führen wir turnusmäßige Tagungen durch. Das Thema beispielsweise, wie hinreichende Verteidigungsfähigkeit und Nichtangriffsfähigkeit hergestellt werden können, wie eine gemeinsame Sicherheitspolitik aufgebaut werden kann, ist von äußerster Dringlichkeit. Unter den Voraussetzungen einer wissenschaftlichen Durchdringung gleicher Interessen ist eine konstruktive Zusammenarbeit nicht nur möglich, sondern auch notwendig. So arbeiten eine Reihe unserer Wissenschaftler – auch ich – am Stockholmer Internationalen Friedensforschungsinstitut (SIPRI) mit. Eine Studie, die zum Beispiel erarbeitet wird – „Europa nach einem amerikanischen Rückzug – Mythos oder Wirklichkeit" – soll analysieren, welche politischen, militärischen und wirtschaftlichen Probleme und welche Alternativen für die Gestaltung der Beziehungen in einem solchen Fall auf Europa zukämen. Es geht hierbei keineswegs darum, über die Vertreibung der USA aus Westeuropa nachzusinnen, sondern vielmehr darum, welchen Einfluß die europäischen Länder auf die Abrüstung und Friedenssicherung nehmen können, unter Berücksichtigung der Interessen der USA. Andere Arbeiten sind den Fragen der Herstellung der Nichtangriffsfähigkeit zwischen NATO und den Staaten des Warschauer Vertrages gewidmet. Auch dies gehört dazu, wenn wir heute über das künftige Zusammenleben im gemeinsamen Haus Europa nachdenken.

Es gehört natürlich auch zur Tätigkeit der Friedensforschung, die Interessenlagen aller Klassen und Schichten sowie die Differenzierungsprozesse innerhalb der herrschenden Kräfte in kapitalistischen Ländern zur Frage Krieg–Frieden zu untersuchen. Weltweites Zusammenwirken für den Frieden erfordert auch das Wissen, auf welche Weise mit diesen Kräften kooperiert werden kann, welche Interessenübereinstimmungen bestehen und welche tragbaren Kompromisse von allen zu erbringen sind.

Auf diese und andere Fragen antwortet Professor Dr. sc. Max Schmidt. Er ist Direktor des Instituts für Internationale Politik und Wirtschaft (IPW) und Vorsitzender des Rates für Imperialismusforschung. Kürzlich übernahm er den Vorsitz im Rat für Friedensforschung an der Akademie der Wissenschaften der DDR. Seine Arbeiten über internationale Beziehungen, über Rüstungs- und Abrüstungsprobleme und Fragen des militärischen Kräfteverhältnisses sowie zur Theorie der friedlichen Koexistenz haben ihm die Mitarbeit in einigen internationalen Gremien eingetragen. So ist er Mitglied des Rates der Direktoren am Institut für East-West-Security-Studies, New York; Mitglied des Präsidiums und Vorsitzender des wissenschaftlichen Beirates des Internationalen Instituts für den Frieden in Wien und anderer internationaler Gremien. Für seine Tätigkeit erhielt er den Vaterländischen Verdienstorden in Gold.

Wie beurteilen Sie die Friedensfähigkeit des Imperialismus? Welchen Platz räumen Sie diesem Problem in Ihren Forschungen ein?

Zum einen müssen wir sagen, daß Rüstungs- und Aggressionspolitik dem Streben nach Expansion und Maximalprofiten geschuldet sind, zum anderen ist die Feststellung wichtig, daß diese Charakterzüge dem Imperialismus zwar adäquat, aber nicht systemnotwendig sind. Es hat sich schon in der Vergangenheit gezeigt, daß kapitalistische Staaten veränderten Bedingungen sich durchaus anzupassen vermögen. Hochentwickelte Industrieländer haben bewiesen, daß sie keiner Hochrüstung bedürfen, um sich wirtschaftlich so gut zu entwickeln, wie es Staaten mit hoher Rüstung nicht vermochten. Japan wird des öfteren genannt, auch die BRD in ihrer Etappe des „Wirtschaftswunders", Australien und Kanada kann man erwähnen und die neutralen kapitalistischen Länder.

Heute beginnt sich die Erkenntnis durchzusetzen, daß eigene Kapitalinteressen durch eine Hochrüstungs- und Konfrontationspolitik gefährdet werden. Welchen schweren Schaden die Hochrüstung den USA gebracht hat, ist sichtbar: Verfall der traditionellen zivilen Industrie, Staatsverschuldung, Zuspitzung der sozialen Widersprüche, der „schwarze Montag" an den Börsen, Dollarschwäche. Diese Fehlentwicklung mit weltweiten Folgen kann nur durch politische Entscheidungen gestoppt werden. Auf und nach dem Moskauer Friedensforum 1987 haben hochrangige Industrielle und Bankiers ihre Meinung im Stil des neuen Denkens dargelegt. Wenn Berthold Beitz schon zuvor, am 2. November 1986, in einem Gespräch mit Erich Honecker sagte, daß „die friedliche Koexistenz die einzig mögliche Garantie für unseren Fortbestand" ist, so meinte er gewiß auch den Fortbestand des kapitalistischen Klasseninteresses. Wenn der Vorstandssprecher der Deutschen Bank Christians davon spricht, daß „die alten Strickmuster der ersten fünfzig Jahre unseres Jahrhunderts nicht mehr gelten" und daß wir im Gefühl leben, „die Erde sei ein Raumschiff, in dem wir alle sitzen", so ist das eine durchdachte und zutreffende Aussage über den gemeinsamen Willen zum Überleben.

Zur Friedensforschung gehört jedoch auch, daß wir mit wissenschaftlichen Mitteln Denkweisen untersuchen, die der Entspannung und der friedlichen Koexistenz entgegenstehen. Da sind Kreise, insbesondere in der Rüstungsindustrie, die gegen die Überlebensinteressen ihrer eigenen Gesellschaft verstoßen. Die Vorstellung, durch Rüstung und wie auch immer geartete Konfrontation die eigenen Bedingungen der Kapitalverwertung zu verbessern, sind längst widerlegt. Zur Durchsetzung von Friedensfähigkeit des imperialistischen Systems gehört somit auch, diese Kreise durch den Zwang der Realitäten zur Einsicht in Beziehungen friedlicher Koexistenz zu bringen. Sinn und Zweck einer Koalition der Vernunft ist es, diesen Druck unwiderstehlich zu machen.

Auffallend ist, daß in den Instituten kapitalistischer Länder auch Militärs mitwirken. Wie beurteilen Sie diese Tatsache?

Die Frage ist, welche Rolle die Militärs übernehmen. Generale für den Frieden oder Rüstungsbefürworter? Wir beobachten in der Tat eine interessante Erscheinung, daß hohe Militärs, die genau wissen, wovon sie sprechen, sich nicht nur in die Friedensbewegung eingereiht haben, sondern auch in vielen Friedensforschungsinstituten eine bedeutsame Rolle spielen. Sie bringen ihr Wissen ein, um auch in die offizielle Politik, in Richtung Frieden und Sicherheit einzuwirken.

Ich habe zweimal das Zentrum für Verteidigungsinformationen in den USA, geleitet vom Admiral a. D. Gene Laroque, besucht. Und war beeindruckt von der Vielzahl der Generale aus allen Waffengattungen, die ihre Verpflichtung darin sehen, sachliche, seriöse Analysen über die Sicherheitslage der USA, über ihre Rüstung und die Erfordernisse anzustellen, die zu einer Welt mit weniger Waffen führen. Die Materialien dieses Instituts beeinflussen in einer großen Breite auch die Öffentlichkeit. So auch die Untersuchungen über die Gefahren, die durch Zufall oder technisches Versagen moderner Waffensysteme der Welt drohen. Die Arbeit dieser Fachleute für den Frieden kann man nicht hoch genug einschätzen.

Auch in unserem Rat arbeiten Militärs und Militärwissenschaftler aus der Militärakademie „Friedrich Engels" und anderen Militäreinrichtungen. In diesem Jahr wird eine wichtige Tagung unseres Rates sich mit Militärdoktrinen und Friedenssicherung befassen. Ohne Zweifel braucht jede ernstgemeinte Friedensforschung den Sachverstand der Militärs.

Auf Frieden durch Abschreckung basiert die Militärdoktrin der NATO. Welches Gegenkonzept bringt die Friedensforschung ein?

Der amerikanische Politologe Leon Wieseltier sagte: Abschreckung ist das einzige Prinzip, das total versagt, wenn es nur zu 99 Prozent erfolgreich ist. Abschreckung ist ein reales Phänomen, das von uns nicht gewollt ist. Die annähernde Gleichheit der beiderseitigen Militärpotentiale hat einen Zustand von Koexistenz geschaffen, die durch Abwesenheit von Krieg gekennzeichnet ist. Es ist bei weitem noch keine gestaltende kooperative Koexistenz, denn diese Abschreckung bringt ja keine umfassende Sicherheit, sondern für beide Seiten eigentlich nur gleiche Unsicherheit. Und das Phänomen besteht darin, daß wir uns scheinbar sichern, indem wir Unsicherheit produzieren. Das ist eine sehr brüchige Grundlage für dauerhaften Frieden. Wir müssen die Abschreckung als Gleichgewicht des Schreckens deshalb überwinden, doch niemals werden wir die Philosophie und Konzeption der Abschreckung des Westens akzeptieren, die von dieser Unsicherheit auf Dauer ausgeht. Auch modernste Technik kann hin und wieder versagen, wie Tschernobyl und das Challangerunglück uns gezeigt haben, doch beim Versagen der Abschreckung gibt es kein Hin-und-wieder, sondern nur das Ein-für-allemal. Das ist der Unterschied. Nur ein gemeinsames Sicherheitsdenken kann diese Malaise überwinden. Nukleare Abschreckung beruht auf Angst, und Angst ist kein guter Ratgeber in der Politik; Abschreckung beruht auf Kernwaffen, und Kernwaffen sind ein Damoklesschwert, das über der Menschheit im nächsten Jahrtausend nicht mehr am seidenen Faden hängen sollte. Abschreckung schließt Wettrüsten ein, weil die Angst vor den Waffen des anderen auf neue Waffensysteme sinnen läßt. Wir müssen von der Abschreckung jeder Art wegkommen. Das ist, was wir als Notwendigkeit zum neuen Denken und Handeln bezeichnen.

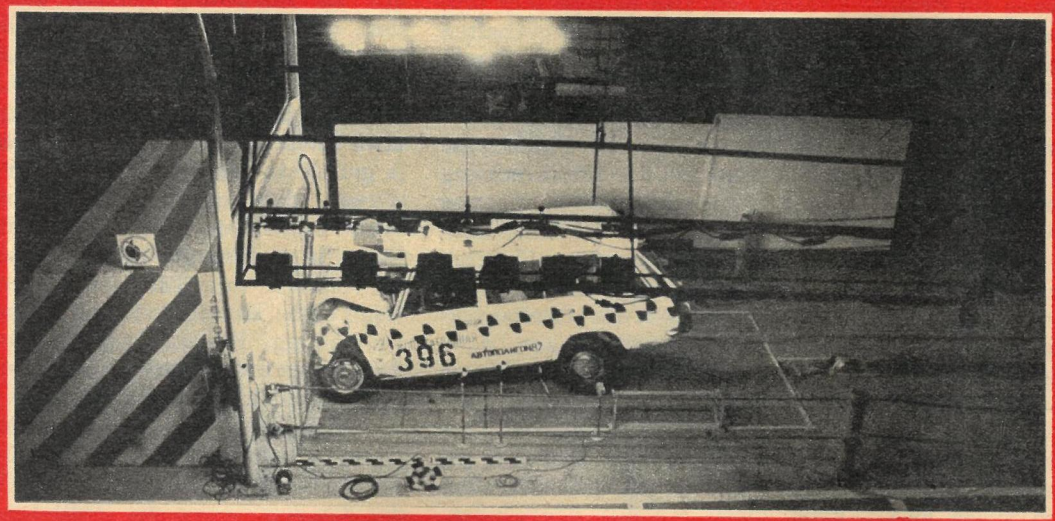
Das Gegenkonzept der Friedensforschung heißt: Entwicklung von gemeinsamer Sicherheit, schrittweise Abrüstung unter Gewährleistung hinreichender Verteidigungsfähigkeit, zunehmende vertrauensbildende Maßnahmen. Der politische Dialog muß im Mittelpunkt stehen. Auch im konventionellen Bereich der Rüstung und Streitkräfte darf keine neue Spirale der Aufrüstung in Gang gesetzt werden. Dies muß durch ein Auseinanderrücken der militärischen Kräfte, durch Schaffung von Zonen ohne Kernwaffen, ohne Massenvernichtungs- und Offensivwaffen gestützt werden. Es geht um die Erreichung von Nichtangriffsfähigkeit auf beiden Seiten. Die Umsetzung der Vorschläge aus dem Brief Erich Honeckers an den Kanzler der BRD, H. Kohl, vom 16. 12. 1987 steht auf der Tagesordnung. Ökonomische Kooperation, materielle Fundamente und die Zusammenarbeit im humanitären Bereich gehören zu diesem Konzept. Die UNO und ihre Organe, die Genfer Abrüstungskonferenz, der KSZE-Prozeß sollten bei der Umsetzung dieser Aufgaben eine große Rolle spielen.

Totale Abrüstung wird von mächtigen Kreisen in den USA und der NATO als illusorisch bezeichnet. Eines ihrer Argumente lautet: Ein Übergang von der Rüstungs- zur zivilen Produktion würde Millionen Menschen brotlos machen. Wie läßt sich diesem Argument begegnen?

Diese ökonomische Hilfskonstruktion ist nur eines der Argumente, um die Abrüstung zu erschweren. Es ist erschreckend, daß in einer Situation, da mit dem Abkommen vom 8. 12. 87 historische Durchbrüche zur Abrüstung sichtbar werden, manche Politiker in NATO-Staaten darüber lamentieren, daß Abrüstung keineswegs mehr Sicherheit bringe. Schafft Rüstung etwa mehr Sicherheit? Es hat sich ja gerade in den letzten Jahren erwiesen, daß mehr Waffen nicht mehr Sicherheit schaffen. Klopft man die Argumente dieser Leute ab, bleiben nur Täuschung und Lüge übrig. Ebenso brüchig ist die Vorstellung, Rüstung schaffe Arbeitsplätze und sicheres Wachstum. Man darf sich da nicht von Mythen leiten lassen, denn hinreichend viele, auch amerikanische, Spezialisten haben nachgewiesen, daß bei der Konversion von der Rüstungs- zur Friedensproduktion allein schon durch die frei werdenden Mittel, die der Waffenproduktion entzogen würden, um das Vielfache an Arbeitsplätzen mehr geschaffen werden könnten, als etwa durch die Abrüstung verlorengehen. Die Erfahrungen nach dem zweiten Weltkrieg haben gezeigt, daß Demobilisierung und Produktionsumstellungen zwar mit einigen Schwierigkeiten verbunden waren, die Wirtschaft letztlich jedoch beachtlich vorwärts getrieben haben. Rüstung erbringt immense Profite und existiert eigentlich nur, wenn der Staat entsprechende Bedingungen schafft, Steuergelder und Anleihen für die Rüstung bereitstellt. Ist jedoch der politische Wille vorhanden, von der Konfrontation und Hochrüstung abzugehen, so wird die Frage nach alternativen Produktionszielen nicht schwierig. Auch das fällt in den Aufgabenbereich der Friedensforschung, die Möglichkeiten einer neuen Ökonomie des Friedens auszuloten. Entfällt die Notwendigkeit zur militärischen Geheimhaltung und Begrenzung wirtschaftlichen Austausches nach der Cocom-Liste, so sind viele Wege offen zur wirtschaftlichen und wissenschaftlich-technischen Kooperation. Hochtechnologie hat ihre Faszination, doch muß sie sich über die Hochrüstung verwirklichen? Die Erforschung des Weltraumes, der Kernfusion, die Behebung von Krankheiten und Seuchen, der ökologischen Gefahren und der Unterentwicklung in der Welt – das Anpacken all dieser globalen Probleme schafft Arbeitsplätze wie nie zuvor und gewährleistet auch den Monopolen ein gesichertes Auskommen. Diese friedliche internationale Entwicklung kann sich nur durch den Willen zur Abrüstung durchsetzen.

Wissenschaftliche Friedensforschung muß diese Konversion vorbereiten helfen, muß an die Öffentlichkeit treten, um sicherheitspolitische Fragen von allen Verdrehungen und Verfälschungen freizuhalten, muß annehmbare Alternativen für die Politik bereitstellen.

Interview: Hans Bergmann
Foto: Detlev Steinberg



Schrott nach Vorschrift

Es hat Künstler gegeben, die Supersportwagen als Schrottkunstwerke entfremdeten. Und die Zahl erheblich unfall-blessierter Normalautos ist im Steigen begriffen. Doch ins Reich der Legende scheint die Nachricht zu gehören, daß fabrikneue Autos gezielt verschrottet werden – und dies sogar in unseren Breiten angesichts immer noch anhaltender Nachfrage nach dem fahrbaren Untersatz.

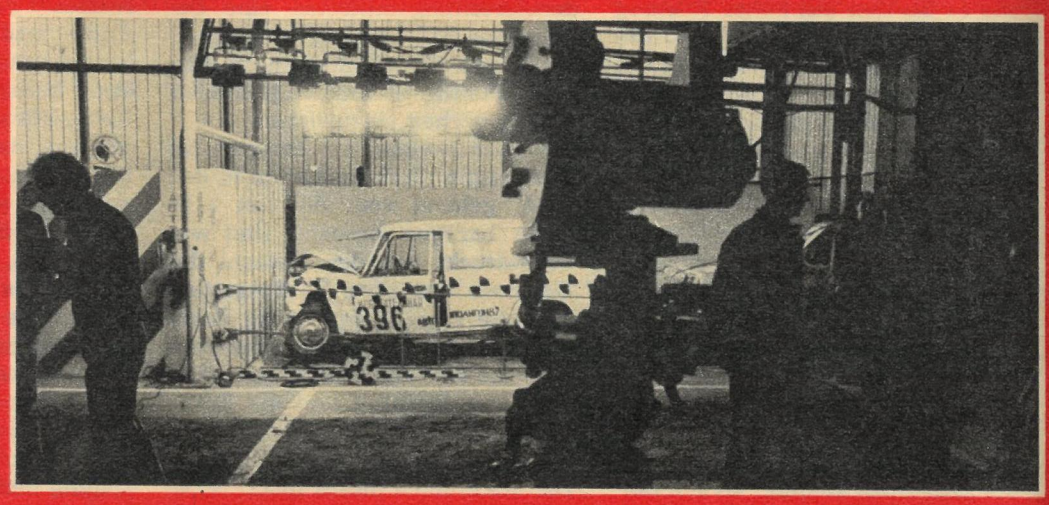
Warum also diese Verschwendung? Ganz einfach – mittels dieser sogenannten Crashtests prüfen die Automobilhersteller, inwieweit ihre Autos einen Heck- oder Frontalaufprall überstehen. Dabei geht es nicht um möglichst geringe Reparaturkosten, sondern um die Bewahrung von Menschenleben. Deshalb verfügen moderne Pkw über vorprogrammierte Knautschzonen, die die Aufprallenergie weitgehend abbauen. Die Fahrgastzellen dagegen erhalten Versteifungen, die Verletzungsgefahren auf ein Minimum reduzieren sollen.

Natürlich gibt es inzwischen Computerprogramme, die einen solchen Crash detailliert simulieren und damit das Verschrotten teurer Prototypen erübrigen können. Aber bestimmte Messungen müssen nach wie vor am Auto selbst vorgenommen werden. Die Art und Weise der Prüfungen ist in den Regelungen der Economic Community of Europe (ECE) genau festgelegt. Diesen Festlegungen einheitlicher Bedingungen für die Konstruktion von Kraftfahrzeugen – eine Grundbedingung für den Export! – folgen auch die meisten RGW-Länder.

Alle erforderlichen Messungen erfolgen in Sekundenbruchteilen während des Crashtests, bei dem ein auf 55 km/h beschleunigtes Fahrzeug im rechten Winkel auf eine rund 70 t schwere Barriere prallt. Die seitlichen Fahrzeugtüren müssen dabei geschlossen bleiben, sich aber danach noch öffnen lassen. Genau vorgeschrieben sind gewisse Mindestabstände zwischen Vordersitzen und Instrumententafel bzw. Pedalen. Die Bewegung der Lenksäule in Richtung Autofahrer ist auf maximal 12,7 cm begrenzt, und der Abstand zwischen Fahrzeugboden und Dach darf sich um höchstens zehn Prozent verringern. Eindeutige Regelungen betreffen auch den Kraftstofftank, der aufprallgeschützt untergebracht sein und in jedem Falle dicht bleiben muß.

Klar, daß der Fahrzeuginnenraum keine gefährlichen Ekken und Kanten aufweisen darf. Sicherheitsgurte bewahren in vielen Fällen vor schweren oder tödlichen Verletzungen: Nichtangegurtete Insassen müssen mit einem um zwei Drittel höheren Verletzungsrisiko rechnen!

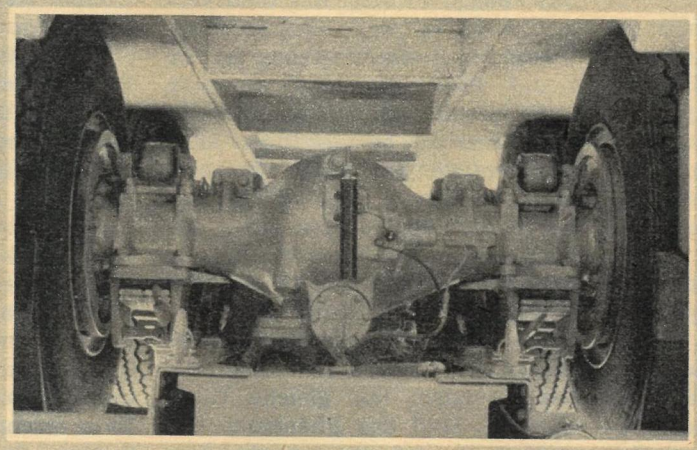
Die Fotos zeigen einen Crashtest im sowjetischen Testlabor von NAMI in Dmitrov bei Moskau: Im Moment des Aufpralls bleiben die Türen des LADAs geschlossen. Sie lassen sich anschließend problemlos öffnen. Die Meßkennzeichen entsprechen den europäischen Standards. *Eberhard Kittler*



MADARA LIAZ

Zwei Marken – ein Auto

1970 unterzeichneten die ČSSR und die VR Bulgarien einen Vertrag bis 1980, der eine bemerkenswerte Zusammenarbeit auf dem Gebiet des Nutzkraftwagenbaus besiegelte: Seither werden in der bulgarischen Stadt Schumen Lkw mit dem doppelten Markenzeichen MADARA-LIAZ montiert (unsere Fotos von der Messe in Plovdiv). Inzwischen wurde der Vertrag bis zur Jahrtausendwende verlängert. So sichern beide Länder ihren Bedarf an mittelschweren Lkw, einzelnen Aggregaten und Baugruppen, exportieren in beträchtlichen Stückzahlen. Ein weiterer Effekt: Vermeiden paralleler Forschungs- und Entwicklungsarbeit. Der erfahrenere Partner ČSSR gab diesem RGW-Lkw Gesicht und Gestalt. Sämtliche Achsen und Differentialgetriebe kommen in-



PS-Nachrichten

DER MILLIONSTE PKW sowjetischer Produktion, ein LADA-2105, wurde kurz vor Jahresende in die Volksrepublik Bulgarien geliefert. Das Recht, das Jubiläumsauto zu erwerben, wurde Nikolai Mitow, Veteran des antifaschistischen Befreiungskampfes, zugesprochen. „Das ist nun das dritte sowjetische Auto in meiner Familie", sagte er, „vor mehr als dreißig Jahren war mein erster Wagen ein MOSKWITSCH-407."

AN NEBELTAGEN ereignen sich morgens zwischen 6 und 10 Uhr die meisten Verkehrsunfälle, drei Viertel davon auf Autobahnen und Fernverkehrsstraßen.

KNALLIGE AUFSCHRIFTEN „Volán" und „Hungarocamion" an großen Überlandlastzügen sind auf den Transitstrecken auch in der DDR keine Seltenheit. Wagen dieser ungarischen Straßentransportunternehmen sind in vierzig Ländern auf Achse.

ELEKTRONISCHEN INTELLEKT besitzen Autocomputer, die in Zusammenarbeit der sowjetischen Produktionsvereinigung „Elektronika" und des bulgarischen Kombinats „Elprom" entwickelt wurden. Sie überwachen und steuern sowohl Zündung als auch Kraftstoffzufuhr in WOLGA-Pkw und senken den Benzinverbrauch um 15 Prozent. Geplant ist die gemeinsame Entwicklung elektronischer Systeme zur Überwachung des Reifendrucks an Pkw sowie von Fahrtroutencomputern.

MIT FÜNFGANGGETRIEBE ausgerüstet ist der dreitürige 1,5-Liter-SAMARA WAS 21 083 Lux, der es auf 54 kW (73 PS) bringt. Die fünftürige Ausführung geht ab 1988 in Serie.

EIN AUTOTUNNEL aus drei 2020 Meter langen und jeweils 3,5 Meter breiten Röhren wird durch den Prager Strahóv führen. Notfalls kann zu Reparaturarbeiten oder aus anderen Gründen eine Röhre gesperrt werden, ohne daß der gesamte Verkehr umgeleitet werden muß. Gelbe Wände geben den unterirdischen Autowegen gemeinsam mit Natriumdampfleuchten eine dem Tageslicht angepaßte Helligkeit. 22 Kameras werden installiert, um den Verkehrsfluß zu überwachen. 1993 soll dieses neue Verkehrsbauwerk der ČSSR-Metropole eingeweiht werden. Dann können täglich rund 49 000 Fahrzeuge in nur zwei Minuten die Stadtteile Smíchov und Břevnov wechseln.

Plädoyer für den OKA

Die ersten Veröffentlichungen über den Kleinwagen OKA haben in der UdSSR landesweit großes Interesse besonders jüngerer Motor-Enthusiasten erweckt (siehe auch „mobile" in Heft 14/87: „Der OKA von der Oka"). Bei der „Jugendsprechstunde der Redaktion PRAWDA" gingen Hunderte Leserbriefe ein, die energisch nachfragten, wann dieser sympathische Pkw – mit seinem kalkulierten Anfangspreis unter 4000 Rubel ein regelrechtes Jugendauto – denn zu haben sein wird. Unzufriedenheit bei den Briefschreibern hatten zwei Mitteilungen hervorgerufen: daß der Termin des Produktionsstarts nicht genannt und die jährliche Stückzahl nur mit 50 000 Autos beziffert wurde. Reporter N. Lukanowski ging der Sache nach: Erst 1990 rollt OKA im Wolga-Automobilwerk (Produzent der LADA-Modelle) vom Band. Das allerdings versichert der Stellvertretende Technische Direktor W. Stoljanow. Mit OKA – seine Produktion ist materialsparend, der Kraftstoffverbrauch sehr wirtschaftlich – wäre in der Sowjetunion das Kleinwagenproblem gelöst. Aber die geringe Produktionsziffer könne nur ein Tropfen auf den heißen Stein genannt werden. Deshalb sollte der OKA nicht länger nur als „zusätzliche Konsumgüterproduktion" angesehen werden. „Der Wagen", so der PRAWDA-Jugendredakteur, „darf kein schönes Exponat auf den Drehscheiben in Ausstellungshallen bleiben."

Willi Heinrich

Wer wen?

zwischen aus Schumen. Mit 280 bzw. 305 PS geht's in Varianten vom Pritschenwagen über Einseitenkipper bis zu Sattelschleppern zügig weiter. *Klaus Hurrelmann*

Polyester-„Pouli"

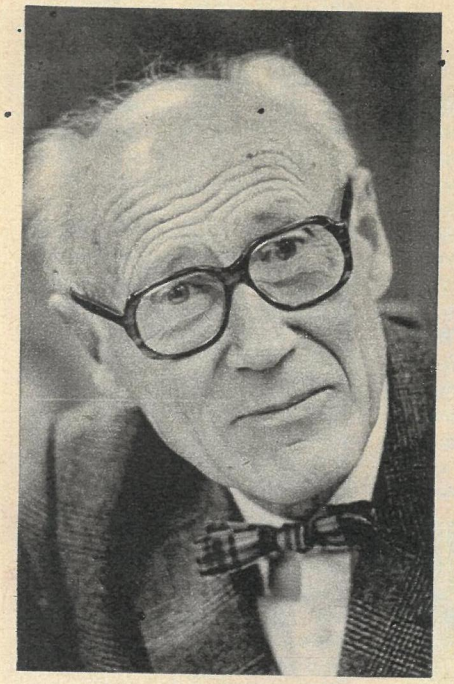
„Pouli" (Fohlen) kommt aus dem Landmaschinenkombinat Hódgep (Ungarische VR), hat vier Räder, zwei Türen, zwei Sitze, im Bug einen 273 cm³-Einzylinder-Dieselmotor von 4 kW (5,4 PS), darf mit 200 kg belastet werden, läuft 45 km/h, verbraucht 2,8 l DK/100 km und läßt sich auf 6 m breiter Fahrbahn in einem Zuge wenden. Vorbildern aus Frankreich folgend, wo man derartige Minimobile ohne Pkw-Führerschein fährt, wird „Pouli" vornehmlich für den Export gebaut. In Ungarn denkt man an den Einsatz als Servicefahrzeug. Karossiert ist das Mobil mit durchgefärbten Polyesterschalen.

SHK

Fotos: Volkmar Billeb (6), Klaus Hurrelmann (3), S. Sirikow, Siegfried H. Karbaum
Redaktion: Klaus Hurrelmann

FREIE WELT-Serie 2

Er ist nicht nur ein international bekannter Wissenschaftler, sondern auch ein gern gelesener Schriftsteller: Professor Werner Gilde, ehemaliger Direktor des Zentralinstituts für Schweißtechnik (ZIS) in Halle. Enge Verbindungen zur Sowjetunion führten ihn oft in die verschiedensten Gegenden der UdSSR, durch wissenschaftlich-



technische Beziehungen seines Instituts besuchte er Betriebe und Einrichtungen in anderen Ländern. Darüber berichtet Professor Gilde in seinem neuesten Buch „Der Große Buddha lächelt", aus dem FREIE WELT in einer mehrteiligen Folge mit Genehmigung des Mitteldeutschen Verlages Halle-Leipzig vorabdruckt.

Natürlich ist es unmöglich, durch die UdSSR zu reisen, ohne irgendwelche Spuren von Stalin zu bemerken. Das war in den ersten Jahren nach seinem Tode besonders stark, auch, nachdem der XX. Parteitag stattgefunden hatte.
Wir fuhren damals mit einer gewissen Spannung nach Georgien in Stalins Heimat. Aus irgendwelchen Gründen war festgelegt worden, daß wir von Moskau nach Adler (Flugplatz von Sotschi) fliegen sollten. Dann mußten wir mit der Bahn über Batumi nach Tbilissi weiterreisen.
Auf dem Bahnhofsvorplatz von Batumi blickten wir auf das südländische Treiben. Die verschiedensten Rassen quirlten durcheinander, fast nur Männer waren auf der Straße, und alle waren sie schwarzhaarig mit großen Augen. Damit starrten sie ungeniert auf Xenia Konstantinowa, unsere Dolmetscherin. Xenia war nach der neuesten Pariser Mode des Jahres 1959 gekleidet. Sie war groß, schlank, sehr blond und sah überdurchschnittlich gut aus. Das wußte sie auch, und sie konnte elegant ihre Hüften in dem engen Rock schwingen lassen.
Als wir am nächsten Tag in Tbilissi eintrafen, brachte man uns in einem älteren Hotel unter, nur von Georgiern bewohnt. Am Büfett aßen wir ein kleines Abendbrot mit sehr viel bekannten und unbekannten Kräutern. Es schmeckte großartig, aber wir hatten den Eindruck, wir rochen etwas nach den Kräutern, und wir müßten gegen diesen Geruch ein Glas Wein trinken. Das Hotel schien dafür nicht geeignet. So schlenderten wir durch die Hauptstraße, am Denkmal des Dichters Schota Rustaweli vorbei (wie man noch sehen wird, war es sehr wichtig, daß wir das Denkmal beachteten).
Xenia wurde überall beachtet. Wären die Blicke aus schwarzen Frauenaugen Laserstrahlen gewesen, wäre sie durchlöchert worden wie ein Sieb. Und wenn die Blicke der Männer eine Wirkung gezeigt hätten, so würde von Xenias Bekleidung bestenfalls die Sonnenbrille übriggeblieben sein, die sie bei der beginnenden Dämmerung übers Haar geschoben hatte. Sie trug die Beachtung mit sichtlichem Vergnügen.
Wir DDR-Bürger bewunderten mehr die verschiedenen Rassen, die durch die breiten Straßen fluteten. Der Kaukasus und seine Umgebung bringt Menschen hervor, die für uns Mitteleuropäer sehr auffällig wirken. Natürlich überwogen in dem Gewimmel die Georgier, meistens von Mittelgröße, schwarzhaarig, schwarzäugig und mit einem mächtigen Schnauzbart unter der Nase. Ein Omnibus hielt neben uns:
„Boshe moi", flüsterte Xenia und starrte auf die Windschutzscheibe des Busses. Dort klebte ein Bild von Stalin hinter dem Glas. Nun sahen wir uns die anderen Fahrzeuge an. Bei vielen Lastkraftwagen und bei einigen PKWs fuhr Stalins Bild mit. Stalin als Marschall, Stalin in der weißen Litewka, Stalin aus Kinoplakaten in Farbe. Und die Fahrer hinterm Lenkrad sahen meistens Stalin sehr ähnlich.
Wir bogen in eine Seitenstraße, in der Hoffnung, dort irgendwas Trinkbares zu finden. Aus der Tür eines Hauses erklang Musik, und es roch nach gebratenem Fleisch. Die georgische Inschrift konnten wir zwar nicht entziffern, aber die Aufmachung sprach dafür, daß es sich um ein Restaurant handeln müsse. Also traten wir ein.
Die Musik verstummte mit schrillen Mißtönen. Etwa 30 bis 40 dunkle Augenpaare starrten uns an. Das Stimmengewirr erstarb. Es waren nur Männer in dem Lokal.
„Schnell weg", flüsterte Xenia. Aber bei uns überwog die Neugier. Wir blieben an der Tür stehen und sahen uns um. Ein Kellner tauchte auf und führte uns durch den stillen Raum zu einem Tisch in der äußersten Ecke. In Sekunden standen Gläser und zwei Weinflaschen auf unserem Tisch. Die unbehagliche Spannung und Stille hielt an.
Nun erhob sich von einem der Nachbartische ein Mann, mittelgroß, dunkel, Schnauzbart. Er kam zu uns und sprach uns auf russisch an: „Wir feiern hier mit unseren Freunden, und wir möchten gern wissen, wer Sie sind."
Xenia Konstantinowa wollte antworten, aber der Mann machte nur eine Handbewegung, sie sei nicht gefragt, sie solle nur übersetzen. Sie übersetzte also, und wir antworteten, wir wären Deutsche, und wir wären auf Einladung der Akademie hier. Das Wort Akademie wirkt immer in der Sowjetunion.
Aha, meinte der Mann mit dem Schnauzbart, ob wir Ost oder West wären. Die Bezeichnung DDR auf russisch sagte damals vielen Leuten in der UdSSR nicht viel. Die düsteren Mienen klärten sich etwas auf.
„Gut", sagte der Mann, „aber wieso kommen Sie ausgerechnet in dieses Restaurant?"
Die wahrheitsgemäße Antwort: Durch Zufall, wäre sicher kaum geglaubt worden.
„Wir in der DDR achten die georgische Kultur sehr, besonders die Werke von Schota Rustaweli. Und als wir die Musik aus diesem Lokal hörten, gefiel sie uns so gut, daß wir eintraten."
Strahlende Gesichter.
Man freue sich, daß wir eingetreten seien. Der Wein auf unserem Tisch sei nicht besonders gut. Ob er besseren bringen lassen dürfe? Ein Wink, und schon standen andere Flaschen vor uns. Die Musik begann wieder zu spielen. Die Gespräche wurden wieder aufgenommen.
Nun kam von einem anderen Tisch ein Mann zu uns: mittelgroß usw. bis zum Schnauzbart. Ich fürchtete schon, er werde ein Gespräch über Rustaweli beginnen. Doch er wollte nur wissen, aus welcher Stadt wir kämen.
„Halle? Das kenne ich. Darf ich ihnen einige Flaschen Wein kommen lassen?"
Ein Wink, drei weitere Flaschen standen vor uns.
Nun kam unser erster Bekannter wieder zu uns.
„Würde es Sie stören, wenn wir etwas tanzen?"
Xenia schaute verstört drein, sie war die einzige Frau im Raum. Mit bebender Stimme übersetzte sie unsere Zustimmung. Auf der freien Fläche vor der Kapelle drehte sich ein Dutzend Männer mit trippelnden Schritten um ein Taschentuch, das auf dem Boden lag. Die Musikanten spielten und spielten, und die Männer tanzten und tanzten. Die Tänzer waren im Vorteil, denn sie lösten sich von Zeit zu Zeit ab. Die Musiker machten schließlich schlapp und hörten auf. Zorniger Protest von der Tanzfläche.
Unser Bekannter (so darf ich wohl sagen, obwohl ich seinen Namen nicht kenne) schnallte den Hosenriemen los und griff von oben vorne in seine Hose hinein. Xenia schrie leise auf. Sie erwartete etwas Unanständiges. Doch unser Mann zog aus der Hose ein dickes Bündel Rubelscheine hervor. Davon warf er einige Scheine auf das Musikpodium. Die Erschöpfung der Musiker legte sich schlagartig. Während das Geldpaket wieder in der Hose verschwand, begann der Tanz aufs neue.

Auf unserem Tisch stand ein Weinvorrat für Monate. Dunkel erinnere ich mich, daß ich mich auch um ein Taschentuch im Kreise drehte. Der Erfolg war ungeheuer, neue Flaschen erschienen, von meinen begeisterten Zuschauern gespendet, auf unserem Tisch. Gegen Morgen war das Fest aus. Mit Mühe fanden wir unser Hotel. Bis heute habe ich das Geheimnis nicht geklärt, wie man ein dickes Geldpaket vorne in der Hose aufbewahrt.
In den nächsten Tagen hatten wir viel in den Akademie-Instituten zu tun. Tbilissi war damals führend auf dem Gebiet der Diffusionsschweißung, einem Verfahren zum Verbinden von Metallen, ohne daß dabei eine Schmelze auftritt.
Aber auch um unsere kulturelle Bildung waren die Genossen der Akademie bemüht. Alle Sehenswürdigkeiten im Umkreis von 200 Kilometern wurden uns gezeigt. An einem Nachmittag war in Tbilissi die Besichtigung eines Museums vorgesehen, in dem sich eine illegale Druckerei aus der Zarenzeit erhalten hat. Sie lag in einer stillen Straße mit alten kleinen Häusern. An der Tür empfing uns eine Frau mit dem berühmten Zeigestock in der Hand. Als sie sah, daß wir mit einem „großen Bahnhof" kamen, erschrak sie und holte den Direktor des Museums. Ich verzichte auf die Beschreibung seines Äußeren. Alles, einschließlich Bart war vorhanden.
Der Direktor freute sich sichtlich über seine Gäste. Er sprach gut und mit Schwung und zeigte uns die alte Druckpresse, alte Zeitungen von 1905 (ich glaube, es war 1905) und das Versteck, wenn die zaristische Polizei kam.

Auch der junge Stalin war in der Druckerei tätig. Unser Direktor erzählte auch darüber. Dabei kam er immer mehr in Begeisterung über die alte Druckerei im allgemeinen und über Stalin im besonderen. Und schließlich sprach er nur noch über Stalin.

Als er den Rundgang mit uns beendet hatte, führte er uns zu dem dicken Gästebuch. Bevor ich schrieb, ließ ich Xenia übersetzen, wir wären von Stalins Druckerei sehr beeindruckt, und dankten dem Direktor, daß er uns die damalige Zeit so nahegebracht habe. Der Direktor bekam einen Schreck: Seine Begeisterung für die früheren Zeiten hatte ihn wohl zu sehr mitgerissen.

„Ach, lieber Genosse", sagte er bedrückt, „ich möchte nicht, daß Sie es falsch verstehen. Hier war natürlich nicht Stalins Druckerei, sondern die Druckerei gehörte der Partei." „Das stimmt, aber Stalin ist für die damalige Zeit eines der Symbole der Partei, und daher werde ich doch Stalins Druckerei schreiben."
Im nächsten Augenblick fiel er mir um den Hals und küßte mich links – rechts – links auf die Wangen.
„Daß Sie mir diese Freude machen", rief der Direktor und schüttelte meine Hand. Auch unsere georgischen Begleiter schienen zufrieden zu sein.

Der Tanz ums Taschentuch

Heute ist in Tbilissi manches anders geworden. Vor allem gibt es große neue Hotels mit vielen Ausländern. Sogar ihre großzügige Einstellung zu Uhrzeiten haben die Georgier geändert. Ich erinnere mich, wie wir einmal für nachmittags auf eine Tasse Kaffee in eine Wohnung eingeladen wurden. Professor Mroweli sprach die Einladung aus.

Wir fragten, zu welcher Uhrzeit wir kommen sollten. Mroweli dachte nach: „Etwa nach sechzehn Uhr wäre am günstigsten." „Das trifft sich gut", sagte Professor Artschil, der mit im Zimmer war. „Ich besuche morgen mit der DDR-Delegation einen Betrieb ganz in der Nähe. Wir fahren höchstens eine Stunde. Da sind wir spielend bis sechzehn Uhr zurück."

Am nächsten Morgen um 10 Uhr holte Professor Artschil uns ab. Unser Wagen brauste mit halsbrecherischem Tempo durch die grusinischen Täler. Um 11 Uhr schaute ich auf die Uhr. „Wir sind gleich da", wurde ich beruhigt.

Kurz nach 12 Uhr hatten wir unser Ziel erreicht.

„Sie kommen gerade rechtzeitig, um mit uns einen kleinen Imbiß einzunehmen", empfing uns der Direktor. Also nahmen wir einen kleinen Imbiß ein, und weil wir drängten, waren wir um 13.30 Uhr schon damit fertig. Die Fabrik war sehr interessant, und wir hätten sie gerne ausführlicher besichtigt. Nach einem langen Abschiedszeremoniell fuhren wir gegen 15.30 Uhr vom Werk fort.

„Ich habe hier ganz in der Nähe einen sehr guten Freund. Wenn der erfährt, daß ich hier war und ihn nicht besuchte, ist er mir böse", sagte Professor Artschil. „Es ist ein ganz kleiner Umweg, und ich bleibe allerhöchstens fünf Minuten."

Schon bog unser Auto von der Hauptstraße ab und rumpelte eine halbe Stunde über eine Landstraße minderer Güte. Der Freund von Professor Artschil war Direktor eines Weingutes. Er freute sich riesig, Besucher zu haben, die seine Weinsorten ausprobierten, nur ganz kurz, natürlich.

Also probierten wir verschiedene Weinsorten, was bekanntlich eine anstrengende Tätigkeit ist. So gegen 18 Uhr fiel Artschil ein, daß wir nach Tbilissi zu Professor Mroweli müßten.

Der Freund war entrüstet: „Ihr seid doch erst vor wenigen Minuten gekommen, und außerdem habe ich einen kleinen Imbiß vorbereiten lassen."

Nun, beleidigen wollten wir den netten Weingutdirektor nicht. Der kleine Imbiß war wieder mit vielen herrlichen Kräutern und bekam uns großartig. Um 20 Uhr fanden wir einen schicklichen Grund, uns trotz aller Proteste wieder in den Wagen zu setzen. Und um 22 Uhr standen wir vor der Tür von Professor Mroweli, ohne Blumen für die Hausfrau und mit schlechtem Gewissen.

Der Versuch einer Entschuldigung kam gar nicht erst an. „Sie kommen gerade rechtzeitig, wir haben einen kleinen Imbiß fertig", hieß es.

Wir nahmen den dritten Imbiß des Tages zu uns und probierten die Weine, die Professor Mroweli vom Weingut der Akademie bezog. Um Mitternacht klapperten meine Augendeckel, und ich gab vorsichtig zu verstehen, daß wir nun langsam gehen müßten. „Ohne Abendbrot?" fragte Frau Mroweli entsetzt.

Opfer für die Freundschaft müssen gebracht werden. Wir überstanden auch noch ein Schaschlik-Abendbrot.

Meine georgischen Freunde hatten nach längerer Bekanntschaft den Eindruck, sie könnten uns auch einmal eine Reise über eine größere Strecke zumuten.

Ob wir gemeinsam mit unseren Frauen nach Jerewan reisen wollten?

„Natürlich, sehr gerne. Wann fliegen wir?"

Aber unsere Georgier wollten mit dem Minibus nach Jerewan, weil wir unterwegs den berühmten Sewan-See besuchen könnten. „Diszipliniert unterdrückte ich einige Befürchtungen, wie an einem Tage zweimal 400 Kilometer über den 2114 Meter hohen Sewanski-Paß zu schaffen sind. Ich dachte, die Teilnahme der georgischen Frauen sei eine Art von Garantie für das Gelingen der Fahrt. Auf guter Straße motoren wir am Sonntag den Kura-Fluß entlang abwärts. Der Busfahrer ist etwas unglücklich, daß die Pkw-Fahrer ihn überholen. Doch wir kommen gut voran.

Vom Sewan rollt unser Bus bergab. Die Regel: Bergab so schnell wie bergauf, gilt hier nicht. Wir halten wohlbehalten vor der mächtigen Treppe, die zu dem Museum von Jerewan hinaufführt. Im Museum werden uns verschiedene alte Dokumente gezeigt. Als unsere germanischen Vorfahren noch auf den Bärenhäuten lagen und Met tranken, schrieben die alten Armenier bereits Bücher. Die jungen Armenier sind mit Recht stolz auf ihre alte Kultur. Sie sind auch stolz auf den Aufbau des Landes und die Leistungen der armenischen Wissenschaftler in den letzten Jahren. Als sie merkten, daß wir uns für die Geschichte Armeniens interessieren, fahren wir ein Stück aus Jerewan hinaus in Richtung zur türkischen Grenze.

„Dort steht der Ararat!"

Wuchtig erhebt sich der Bergkegel über 5 Kilometer hoch in den blauen Himmel. Der Berg steht in der Türkei.

„Wissen Sie, was auf dem Ararat passiert ist?"

„Ja, dort soll Noah mit seiner Arche nach der Sintflut gelandet sein."

„Sie sind auch an der Geschichte mit Noah interessiert? Dann haben wir nachher noch eine Überraschung für Sie."

Unsere Fahrt geht weiter zum Sitz des Katholikos von Armenien, das ist das Oberhaupt der armenischen Christen. Wir besichtigen die Kirche und gehen dann in ein kleines Museum, in dem die Schätze aufbewahrt werden. Ein Geistlicher zeigt uns alte Gewänder, Kruzifixe mit Edelsteinen und anderes kirchliches Gerät. Schließlich holt er aus einem Schrank ein etwa zwei Faust großes Holzstück hervor und hält es uns feierlich hin.

„Das ist ein Stück aus der Arche Noah", erklärt er. Mein armenischer Kollege sieht mich strahlend an.

„Da staunen Sie?"

Ich nicke.

Jahre später stand ich in Stockholm vor den Resten der „Vasa", die um 1630 unterging und nun gehoben worden war. Wie ein echter Snob konnte ich sagen: 250 Jahre sind kein Alter. Ich habe die Reste von Noahs Arche gesehen.

Etschmiadsin – Sitz des Katholikos von Armenien

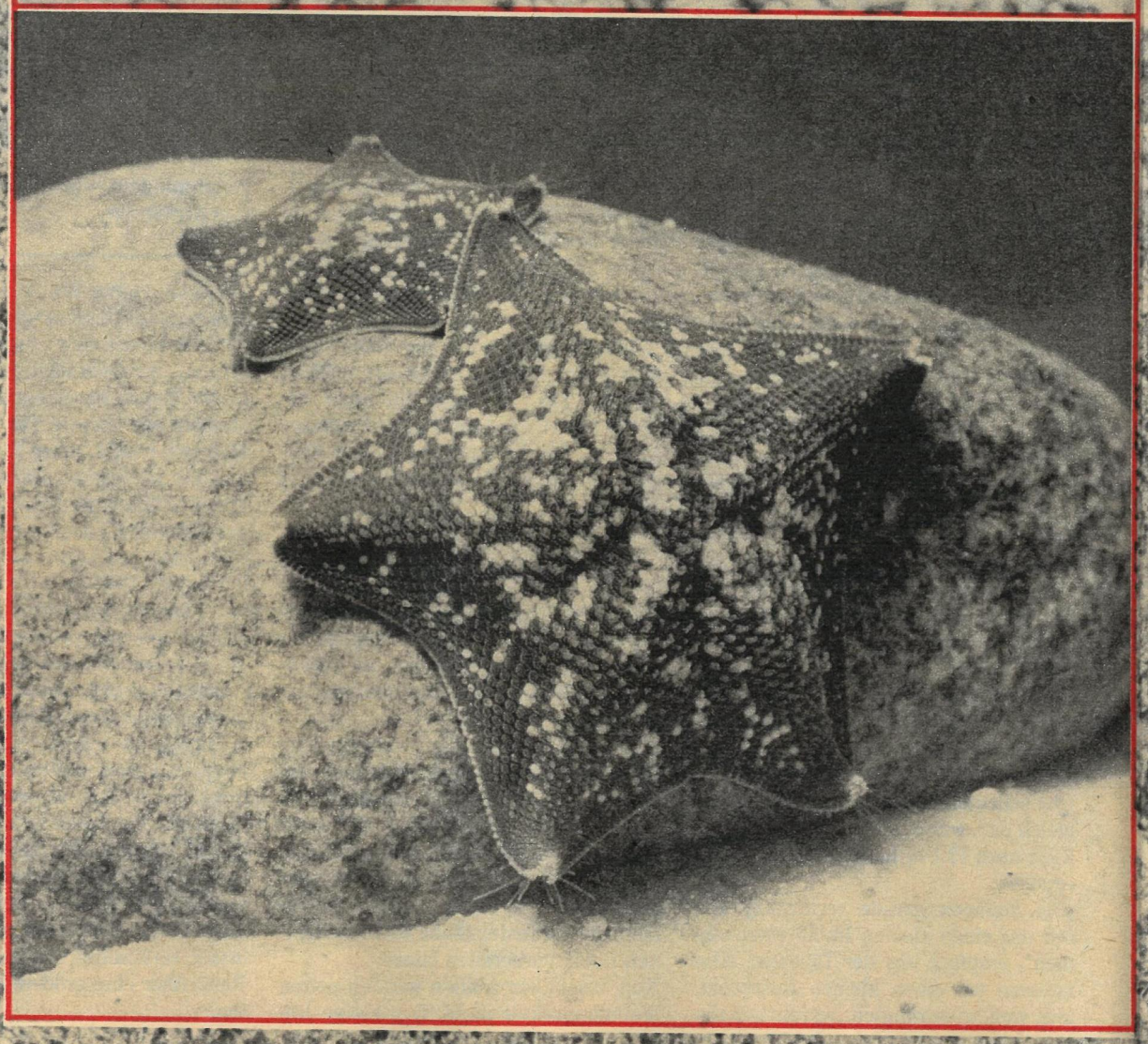
Im nächsten Heft:

Mozart, Muscheln und Museen

Fotos: Fiebig, Billeb

Pirsch ohne Gewehr (3)

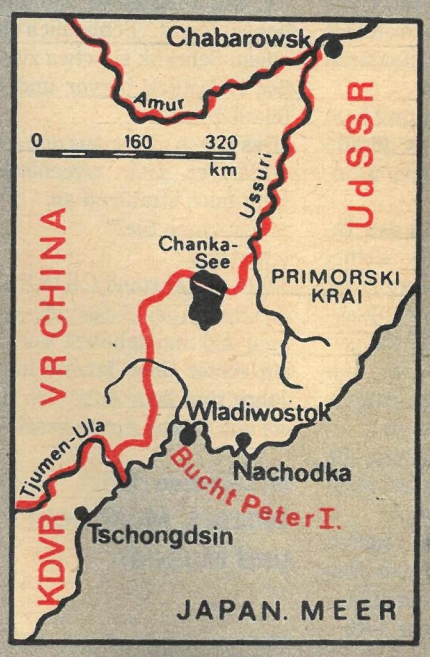
Feilenfisch



Auf 55 600 km² erstreckt sich diese Bucht des Japanischen Meeres von der Südostgrenze der KDVR bis zum Kap Porowotny; die Küstenlinien, einschließlich der Inseln, sind insgesamt 1700 km lang. Charakteristisch für die stark gegliederte Landschaft: sogenannte „Kekury", einzeln aus dem Meer ragende Felsklippen. Die Wasserverhältnisse werden sowohl durch den kalten Primorskoje-Strom aus dem Ochotskischen Meer als auch einen Arm der warmen Tsushima-Strömung beeinflußt, der von der Koreanischen Meerenge her zeitweise die Bucht Peters des Großen erreicht.

In dem einzigartigen Aquatorium gedeiht ein reiches Tier- und Pflanzenleben. Zu seinem Schutz wurde 1973 der erste „Meerespark" des sowjetischen Fernen Ostens gegründet. Im Umkreis von drei Seemeilen sind geologische Schürf- und Erkundungsarbeiten verboten, hohe Strafen drohen für jede Verunreinigung des natürlichen Milieus. Das 63 000 ha umfassende Schutzgebiet besteht aus drei Bereichen ... Den Kern bildet eine „unberührbare Zone" um die Inselgruppe Rimski-Korsakow, selbst Wissenschaftler der Parkverwaltung benötigen zum Betreten eine Sondererlaubnis. Am Westufer der Bucht besteht eine Experimentalfarm für die Aufzucht von Krabben, Riesenaustern und Kammuscheln; die Brut wird, entfernt vom Reservat, zu Produktionsgenossenschaften versandt. An anderer Stelle hat eine Forschungsstation ihre Tätigkeit aufgenommen, dort sucht man nach neuen Arten tierischer und pflanzlicher Lebewesen, die sich zur Meereskultur eignen. Weitere Studien gelten dem Einfluß solcher Intensivkulturen auf die Verfassung der Umwelt. Von den freilebenden Arten im Schutzgebiet sind die Wirbellosen noch am wenigsten erforscht; man schätzt ihren Bestand auf mehr als 2000 Formen.

Johannes Rana



Fotos: Dr. J. Kormann (2), S. Kotschetow – Karte: G. Knoch

und

Blauer Scheibenstern

Meeresschutzgebiet
Bucht Peters des Großen/RSFSR

ZUWANDERER aus warmen Gewässern: Japan-Fellenfisch (Canterinus modestus). Diese geselligen, bis 30 cm langen Fische halten sich in Ufernähe zwischen Felshängen und Bodenbewachsung auf; sie verzehren Pflanzen und Wirbellose (Würmer, Schnecken, Krabben). Rascher Farbwechsel von einfarbigem Olivgrau bis zu grob schwarzbrauner Flekkung, je nach Bodengrund. – Blauer Scheibenstern (Patiria pectinifera). Kurzarmiger Seestern, leuchtend blaue Oberseite mit orangefarbener Zeichnung, Durchmesser 18 cm. Im Gegensatz zu zweiseitig symmetrischen Tieren (die ein Hinten und Vorn, Oben und Unten erkennen lassen) sind Seesterne „strahlig" gebaut; der im Zentrum gelegene Mund ist dem Boden zugewandt, der After liegt gegenüber auf der Oberseite. Man kann sagen, daß hier die anatomische Längsachse senkrecht steht.

Im Sommer 1927 ließ sich der junge Brecht von dem Augsburger „Hofphotographen" Konrad Reßler fotografieren, holte die Fotos aber nicht ab; entdeckt

Dulce et decorum est pro patria mori –

Aufsatzthema des ersten Kriegsjahres 1915 an einem Augsburger Gymnasium. *Der Ausspruch,* schreibt da ein respektloser Schüler, *daß es süß und ehrenvoll sei, für das Vaterland zu sterben, kann nur als Zweckpropaganda gewertet werden... Nur Hohlköpfe können die Eitelkeit soweit treiben, von einem leichten Sprung durch das dunkle Tor zu reden, und auch dies nur, solange sie sich weit ab von der letzten Stunde glauben...* Man sieht sie, die vor Empörung rauschenden Bärte der Schulhonoratioren; nur einer flüstert etwas von *verwirrtem Schülergehirn.* Das rettet ihn, den Verwirrten, den Augsburger Fabrikantensohn. Man läßt ihn seine neun Gymnasialjahre absitzen.

Wer in dieser Gesellschaft seinem natürlichen Gefühl und seinem gesunden Menschenverstand folgt, der muß unzurechnungsfähig sein. Das verwirrte Gehirn gehört dem Bertolt Eugen Brecht, gerade 17 Jährchen alt, der etwas später erklärt, es sei ihm nicht gelungen, während des neunjährigen *Eingeweckt-seins,* seine Lehrer wesentlich zu fördern. Er kann auch seine Eltern nicht fördern. Sie, wohlhabend und bürgerstolz, haben ihm *einen Kragen umgebunden* und ihn in den *Gewohnheiten des Bedientwerdens erzogen,* und *unterrichtet in der Kunst des Befehlens.* Aber als er seine erste große Respektlosigkeit begeht, fühlt er sich erwachsen, sieht sich im Lande um und findet es herzlich schlecht. Die Leute seiner Klasse gefallen ihm nicht, *Nicht das Befehlen und das Bedientwerden./ Und ich verließ meine Klasse und gesellte mich/ Zu den geringen Leuten.*

Ich, Bertolt Brecht, bin aus den schwarzen Wäldern...

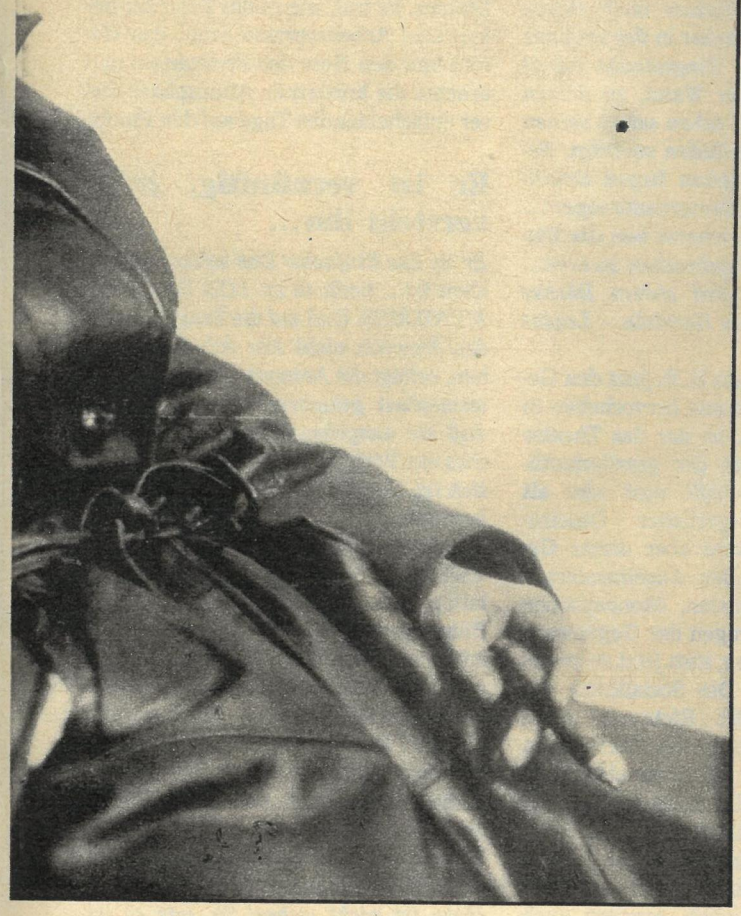
Meine Mutter trug mich in die Städte hinein/ Als ich in ihrem Leibe lag. Und die Kälte der Wälder/ Wird in mir bis zu meinem Absterben sein...

Und das Fazit dieses trotzig-nihilistischen Bekenntnisses in seinem berühmten Selbstporträt *VOM ARMEN B. B.: Von diesen Städten wird bleiben: der durch sie hindurchging, der Wind!/ Fröhlich machet das Haus den Esser:er leert es./ Wir wissen, daß wir Vorläufige sind/ Und nach uns wird kommen: nichts Nennenswertes...*

Weltuntergangsstimmung, Endzeitgefühl, haßerfüllter Protest. Vorerst gibt man sich den Vergnügungen des Lebens hin – aus Prinzip und Neigung. Man demonstriert Lasterhaftigkeit und Amoral, man pfeift auf bürgerliche Wohlanständigkeit. In seinem ersten Stück *BAAL* liefert B. B., gerade kaum zwanzig, seinen Gegenentwurf zum bürgerlichen Heldenleben – den Weg eines höchst verkommenen Dichters, der säuft, hurt und mordet und in den Kneipen (von Augsburg ?) seine Balladen und Moritaten à la Villon oder Rimbaud vorträgt, und am Ende elend zugrunde geht. Ist das auch romantischer Reflex eigener antibürgerlicher Existenz, so ist doch die baalische Lebensgier und anarchische Auflehnung gegen die bestehende Gesellschaft für einen Mann seines Schlages nur der sichtbarliche Anfang eines unvermeidlichen Denkvorganges. Denn daß er sich als Vorläufiger empfindet schließt bereits Ahnung von etwas durchaus Nennenswertem ein. Da genau beginnt für den Autor des „Baal" die Suche nach jenem berühmten archimedischen Punkt, von dem aus er die bürgerliche Welt aus den Angeln heben kann: künstlerisch, versteht sich, wozu er das Zeug hat; längst war dieser Punkt entdeckt – die Revolution in Deutschland war gescheitert, aber in Rußland hatte sie gesiegt. Jeder muß seinen Punkt selbst für sich noch einmal entdecken. Das geschieht für B. B. auf seinem ureigensten Gebiet: dem Theater.

Wenn ich ein Theater in die Kluven kriege...

– Was dann? – *Ich engagiere 2 Clowns. Sie treten im Zwischenakt auf und ma-*



wurden diese Aufnahmen erst 1985

Lob der Dialektik

Notate und Zitate von und über Bertolt Brecht

arrangiert und mit Zwischentexten versehen von Helmut Zemke

chen Publikum. Sie tauschen ihre Ansichten über das Stück und die Zuschauer aus. – Aber das ist ja Zirkus! Wollen die Zuschauer nicht auch erschüttert und erhoben sein im Musentempel?– *Es ist nichts mit der Tempelidee! Also, ich schlage vor, ihr seht es ein und druckt neue Plakate! Ihr ladet die Leute in den Zirkus! Und da dürfen sie in Hemdsärmeln dasitzen und Wetten abschließen. Und sie müssen nicht auf seelische Erschütterungen lauern und mit den Zeitungen übereinstimmen, sondern sie schauen zu, wie es mit einem Mann gut geht oder abwärts, wie er unterdrückt wird oder wie er Triumphe feiert, und sie erinnern sich an ihre Kämpfe vom Vormittag.*

– Und wie soll das vor sich gehen?– *In der Tragödie wird die Szenerie auf offener Bühne umgebaut. Clowns gehen über die Bühne, ordnen an: Er geht jetzt unter, ja. Machen Sie das Licht düsterer! Die Treppe macht einen tragischen Eindruck. Die Karyatiden* erlauben nur mehr Bankerott. Er wird Fliegen fangen müssen. Hier findet die Hauptszene statt. Es wird sogar geweint.*

– Clowns in Tragödien, seltsam! Und worüber reden die noch?–

Die Clowns reden über die Helden wie über Privatpersonen. Sie sagen von David: Er wäscht sich wenig, und von Baal, in der letzten Zeit: Er ist verliebt in den Schmutzfinken.

–Was wollen Sie denn mit diesem Zirkus erreichen?– *Dadurch sollen die Dinge auf der Bühne wieder real werden. Zum Teufel, die Dinge sollen kritisiert werden, die Handlung, die Worte, die Gesten, nicht die Ausführung* (Darstellung).

In Augsburg 1920 gab es den Plärrer, den Jahrmarkt der Vorstädte. Hier – vor und in den Schaubuden, den Volksbelustigungen, formen sich die ersten

*Statuen, die in der antiken griechischen Architektur das Gebälk tragen und in der Baukunst des 18. und 19. Jahrhunderts als Gebäudeschmuck Verwendung fanden.

Vorstellungen unseres Stückschreibers von einem volkstümlichen, lehrhaft unterhaltsamen Theater, das anders als das kulinarische bürgerliche nicht Wirklichkeit vortäuscht, sondern vorzeigt, ähnlich dem Moritatensänger, was und wie etwas ist. Requisiten und Elemente des späteren epischen Theaters, dessen Theorie und Praxis die Theaterarbeit B. B.s bestimmen werden, sind in der Schaubude vorgeprägt. Der junge B. B. selbst tritt darin auf als Schauspieler, er schreibt Texte für sie oder spielt in der ‚Oktoberfest-Schaubude' des Karl Valentin in München die Flöte und verfaßt Einakter. Trude Hesterbergs ‚Wilde Bühne' in Berlin sieht ihn als Akteur und Texter. Das Münchner Café Stephanie am Rande von Schwabing ist in diesen frühen zwanziger Jahren Treff einer Gruppe meist linker Literaten, Schauspieler und bildender Künstler, der sich B. B. anschließt.

Das Stück ist wirklich nicht gut…

meint der junge Medizinstudent, als er ins Café Stephanie kommt. Lion Feuchtwanger, der dort ein- und ausgeht, ist Dramaturg an den Münchner Kammerspielen und prüft das Stück, *Lion,* schreibt Marta Feuchtwanger in ihren *ERINNERUNGEN, las das Drama sofort – es trug den Titel ‚Spartakus' – ließ den jungen Menschen kommen und sagte: Warum haben Sie mich angelogen? Das ist ein ausgezeichnetes Stück, ich werde es den Kammerspielen empfehlen.“* Der Medizinstudent B. B. behauptet aber hartnäckig, er habe diese Arbeit nur gemacht, um Geld zu verdienen, denn er wolle das Studium des Schreibens wegen aufgeben. Bald darauf reist Vater Brecht aus Augsburg an. Er will von Feuchtwanger, dem gestandenen Schriftsteller, wissen, ob sein Sohn wirklich genügend Talent besitze, um es zu etwas zu bringen.

Feuchtwanger antwortete: Ich bin sonst nicht der Ansicht, daß man einem jungen Menschen anraten soll, Schriftsteller zu werden. Aber wenn Brecht nicht schreibt – der ist nämlich ein Genie – wäre es eine Sünde. Da hat der Vater gesagt: Schön, ich werde Ihren Rat befolgen und ihm auch weiter seinen Scheck schicken.“ Der Titel des Stückes übrigens wurde auf Vorschlag Marta Feuchtwangers geändert, wegen der Gefährlichkeit. Als *TROMMELN IN DER NACHT* erlebte es am 29. September 1922 in den Münchner Kammerspielen mit einigem Erfolg seine Uraufführung. In dieser Geschichte eines Menschen, der die Revolution im Stich läßt, zeigt sich die eigene Unentschiedenheit des Autors. Bei späterer Durchsicht seiner frühen dramatischen Produktion zwischen 1918 und 1930 bekräftigt B. B. sein damaliges selbstkritisches Urteil über den *SPARTAKUS*; er nennt diese Komödie das zwieschlächtigste Stück seiner Jugendperiode, die durch einen weltanschaulichen wie künstlerischen Klärungsprozeß gekennzeichnet war. Alle fünf Stücke dieser Periode aber *zeigen ohne Bedauern, wie die große Sintflut über die bürgerliche Welt hereinbricht.*

Er ist wie ein Ton, den eine zu dünne Klarinette hervorquält.

Sein hakennasiges Gesicht läßt sich ebenso mit Voltaire wie mit Ramses vergleichen. So charakterisiert der sowjetische Lyriker und Publizist Sergej Tretjakow B. B. Anfang der dreißiger Jahre. Da lebt der moderne Voltaire in Berlin, das Antibürgerliche durch Lebensstil und bewußt saloppe Kleidung betonend, umgibt sich mit Schülern, Mitarbeitern und Freunden, sie anregend aber auch benutzend, arbeitet mit den Regisseuren Erwin Piscator, Erich Engel und Slatan Dudow, mit den Komponisten Kurt Weill und Hanns Eisler zusammen und verdient eine Menge Tantiemen für den Durchreißer, seine *DREIGROSCHENOPER,* die unter der Mitregie von Erich Engel am Schiffbauerdammtheater uraufgeführt wird und von dort ihren Siegeszug durch die Welt antritt. Einige andere Stücke wie die Parodie auf die Oper *AUFSTIEG UND UNTERGANG DER STADT MAHAGONNY* machen Skandale; Skandale ruft auch die Laxheit B. B.s im Umgang mit geistigem Eigentum hervor. Plagiatsprozesse, die seinen Ruf merkwürdigerweise nicht beschädigen, veranlassen ihn zu der These, daß der romantische Gedanke individueller Schöpfung heute ein Irrtum sei. Zu Zeiten Shakespeares beispielsweise wurde bereits Formuliertes ohne Scheu benutzt. Auch der respektlose B. B. benutzt sehr oft Gedanken und Formuliertes von anderen, macht es aber zu unverwechselbar Brechtischem. Für ihn ist der Schöpfungsakt ein kollektiver Vorgang, ein Kontinuum dialektischer Art. Ein Großteil seiner Stücke entstand unter Mitarbeit anderer. Das ist überhaupt Prinzip seiner Theaterarbeit: andere zu hören, mit ihnen zu diskutieren, sie zur Mitarbeit heranzuziehen, ihre Leistungen neben die seine zu stellen.

Brechts Zimmer ist ein Diagramm seiner literarischen Biographie

erzählt Sergej Tretjakow nach einem Besuch in B. B.s. Atelier in der Berliner Hardenbergstraße. *Eingestaubt hängt das Banjo an einer Wand, zu dessen Begleitung er jetzt schon selten seinen Freunden seine Balladen vorträgt. Neben dem Grammophon liegen Schallplatten mit der ‚Dreigroschenoper'… Brechts Gipsbüste scheint von der Mumie des Ramses abgebrochen zu sein… Auf dem Bücherbord stehen Bücher über die Lehre vom Handeln – Lenins Werke…*

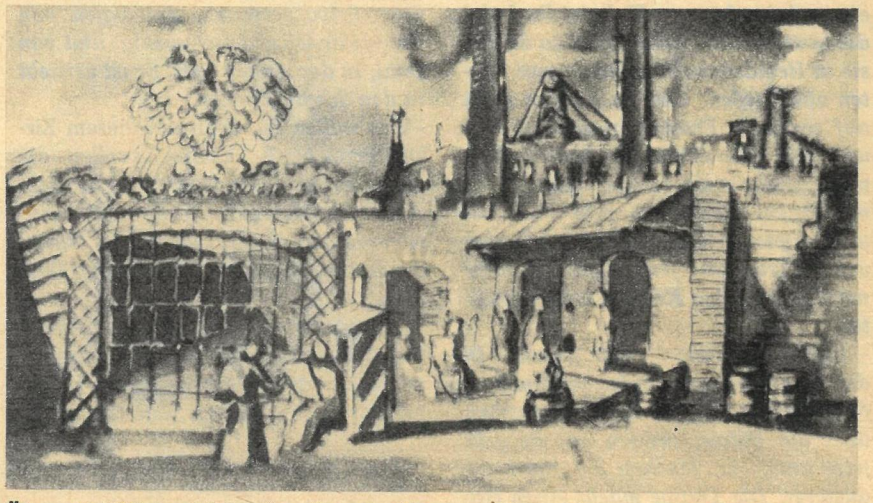
Nicht oft genug kann B. B. jetzt den Gebrauchswert der Kunst hervorheben in einer Gesellschaft, in der das Theater als Ablenkung von der gesellschaftlichen Misere aufgefaßt wird oder als Heroisierung bürgerlicher Daseinsweise. Worin besteht aber dieser Gebrauchswert? In der Auseinandersetzung mit den sozialen, ökonomischen und politischen Fragen der Gegenwart, in der Aufforderung, statt jetzt zu genießen zu handeln. Die Sozialkritik des Dramatikers erhält Richtung durch gründliches Studium des Marxismus. B. B. lernt, und er rät es vor allem dem Proletarier, denn *Du mußt die Führung übernehmen!* B. B. schreibt seine Lehrstücke, weil er glaubt, daß das Lernen für die Unterdrückten und Ausgebeuteten nicht nur nützlich, sondern auch kurzweilig ist. Lernen und Begreifen können wie das Denken zu einem Vergnügen werden. Von allen Lehrstücken das bedeutendste ist das von der *MUTTER* nach Gorki. Als es 1932 in einer Situation verschärften Klassenkampfes in Berlin auf die Bühne kommt, erhebt sich in der bourgeoisen Presse ein großes Geschrei. Die bürgerliche Kritik sieht in dem Stück lediglich kommunistische Agitation – unkünstlerisch, theatralisch langweilig und trocken didaktisch, was der Tod jeder Unterhaltung sei. *Aber man braucht sich nur umzusehen,* sagt B. B., *welche Funktion das Lernen in der bürgerlichen Gesellschaftsordnung hat. Es funktioniert als Einkauf von materiell verwertbaren Kenntnissen.* Wissen ist im bürgerlichen Bildungsbetrieb Voraussetzung für Gelderwerb, für die Proletarier aber bedeutet es Macht, das Bewußtsein ihrer Lage ist Voraussetzung für Veränderung der bestehenden Verhältnisse. In dieser Hinsicht verstand das proletarische Publikum seinen Dichter. Er traf, wie es das Echo der linken und Arbeiterpresse zeigt, das Gefühl und den Nerv des Proletariers und brachte die knisternde Atmosphäre dieser entscheidenden Tage auf den Punkt.

Er ist vernünftig, jeder versteht ihn…

Er ist das Einfache/ Das schwer zu machen ist… heißt es im *LOB DES KOMMUNISMUS.* Und auf die Frage, warum das dennoch nicht alle Arbeiter einsehen, erfolgt die Antwort: *Weil sie in Unwissenheit gehalten werden darüber, daß sie ausgebeutet werden und daß dies ein Verbrechen ist und daß es möglich ist, diesem Verbrechen ein Ende zu bereiten.*

Der historische Hintergrund der *MUTTER* ist der Vorabend der Oktoberrevolution. Als das Stück 1932 über die Bühne geht, weiß man, daß diese Revolution siegreich war. Noch einmal, kurz vor der Machtusurpation der Nazis, hatte sich die deutsche Arbeiterklasse in den Reichtagswahlen mit großer Mehrheit für die KPD entschieden. Das verlieh dem Stück politische Brisanz und den Schlußworten der Pelageja Wlassowa Überzeugungskraft: *Wer noch lebt, sage nicht: niemals!/ Das sichere ist nicht sicher/ So, wie es ist, bleibt es nicht?/ Wenn die Herrschenden gesprochen haben/ Werden die Beherrschten sprechen./ Wer niedergeschlagen wird, der erhebe sich!/ Wer verloren ist, kämpfe!/ Wer seine Lage erkannt hat, wie soll der aufzuhalten sein?/ Denn die Besiegten von heute*

3. Szene aus „Die Mutter“ – Fabrikhof der Suchlinowwerke



8. Szene – Landstraße

Über die Bühnenbilder des Caspar Neher zur Inszenierung von 1951 sagte Bertolt Brecht: Seine Dekorationen sind bedeutende Aussagen über die Wirklichkeit.

sind die Sieger von morgen/ Und aus niemals wird: heute noch.

Besonders das Übliche!

Wir bitten Euch ausdrücklich, findet/ Das immerfort Vorkommende nicht natürlich!

B. B.s Stücke sind das Gegenteil von metaphysisch, sie sind dialektisch. *DIE MUTTER* ist ein Stück dieser Bauart, die herrührt aus der Denkart seines Autors. Als er der Wirklichkeit des kaiserlichen Deutschlands seinen Respekt aufkündigt, steht der Zweifel vor der Tür – als er über die Schwelle tritt (und das geschieht erstaunlich schnell) nimmt er den Willen mit zu verändern. Und er rät den geringen Leuten, denjenigen heiter und mit Achtung zu grüßen, der *ihr Wort wie einen schlechten Pfennig prüft;* und er warnt vor den *Unbedenklichen, die niemals zweifeln: Ihre Verdauung ist glänzend, ihre Urteile unfehlbar./ Sie glauben nicht den Fakten, sie glauben nur sich. Im Notfall/ Müssen die Fakten dran glauben...* Aber er versichert auch mit der Zunge des *SCHWEJK AUS DEM ZWEITEN WELTKRIEG* der Klasse, die er verlassen hat: *Im Grunde der Moldau wandern die Steine./ Es liegen drei Kaiser begraben in Prag./ Das Große bleibt groß nicht und klein nicht das Kleine./ Die Nacht hat zwölf Stunden dann kommt schon der Tag./ Es wechseln die Zeiten. Die riesigen Pläne/ Der Mächtigen kommen am Ende zum Halt./ Und gehn sie einher auch wie blutige Hähne/ Es wechseln die Zeiten, da hilft kein Gewalt.* Wer solche Verse schreibt, kann nicht damit rechnen, daß die blutigen Hähne Vernunft annehmen und ihn in Ruhe weiter Verse schreiben lassen. Als jene den Reichstag anstecken, genau einen Tag danach, geht B. B. außer Landes.

Gingen wir doch öfter als die Schuhe die Länder wechselnd...

Da draußen in der Fremde, aus dem Abstand betrachtend, erscheint ihm Deutschland, erkrankt an der Seuche des Faschismus, nicht hoffnungslos verloren. *Wer noch lebt, sage nicht niemals.* Und während er Deutschland umkreist, mit Sehnsucht, doch bar jeder Heimatsentimentalität, mal in der Schweiz, mal in Paris, in Dänemark, Schweden oder Finnland, ist sein Gehirn fortgesetzt tätig und sein baalischer Lebenshunger ungebrochen. Er wäre so gern auch weise, sagt er und schlägt in alten Büchern nach. Da steht es, was weise ist: *Sich aus dem Streit der Welt halten und die kurze Zeit/ Ohne Furcht verbringen/ Auch ohne Gewalt auskommen/ Böses mit Gutem vergelten/ Seine Wünsche nicht erfüllen, sondern vergessen.../ Alles das kann ich nicht:/ Wirklich, ich lebe in finsteren Zeiten!* Von dort her, aus der Finsternis, wo die Seuche grassiert, hört er die Schreie aus den Lagern; und aus den Nachrichten, die ihn von dort erreichen, gestaltet er die Szenen *FURCHT UND ELEND DES DRITTEN REICHES.* Doch – obwohl er ihnen, den Verderbern Deutschlands, die *Fressen mit Eisenhämmern einschlagen* will, möchte er doch auch weise sein und freundlich denen, die sich das Menschliche bewahren, wie sein Vorbild, der chinesische Philosoph Laotse, den seine Feinde in die Emigration trieben. Mit der Figur des *GALILEI*, den die Mächtigen zum Abschwören seiner Erkenntnisse zwingen, versucht B.B. den Zwiespalt des um Wahrheit ringenden Denkers (auch den seinen) deutlich zu machen. Aber es geht ihm auch darum, Erkenntnisse zu hinterlassen, auf daß die einmal erkannten Wahrheiten nicht verlorengehen, daß auch die Freundlichkeit nicht auf der Strecke bleibe. Der Dialektiker weiß, daß Wahrheit und Freundlichkeit in der Welt verteidigt werden müssen gegen die Mächte der Finsternis. Das Rollbild eines chinesischen Weisen begleitete B. B. durch alle Länder und hing an den Wänden seiner vielen Wohnungen, erinnernd, daß auch er durch die allergrößte Finsternis Weisheit und Freundlichkeit zu tragen bestrebt war.

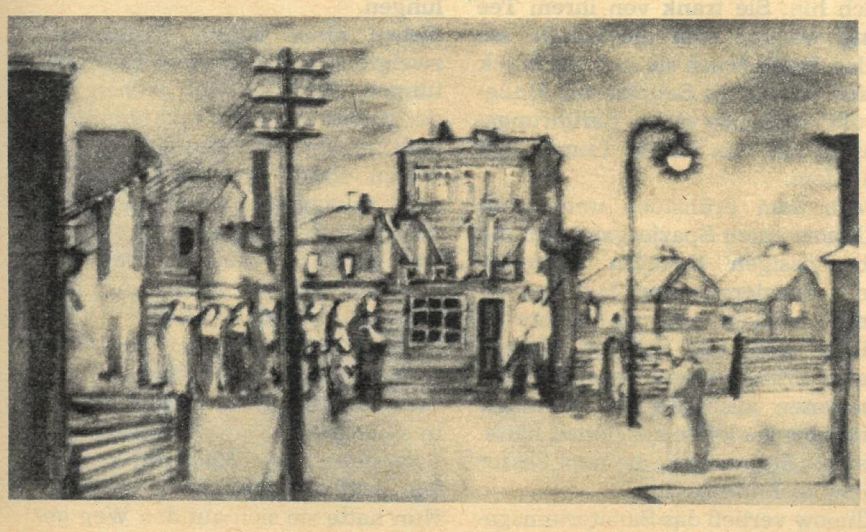
Brecht – Sie werden Ihre Stücke schreiben...

obwohl sie in absehbarer Zeit niemand spielen wird, sagte Anatoli Lunatscharski, als er kurz vor B. B.s Abreise in Berlin war, *aber in einigen Jahren wird es, ich zweifle keinen Augenblick daran, in Berlin ein Brecht-Theater geben, an dem Sie Dichter, Regisseur und womöglich noch Schauspieler sein werden. Es lebe das Theater Brechts – und wenn es das Schiffbauerdamm-Theater sein müßte!*

Diese im Januar 1933 gesprochenen prophetischen Worte erfüllten sich nach Jahren des Exils mit der Gründung des Berliner Ensembles 1951 und der Übereignung des Theaters am Schiffbauerdamm durch den ersten sozialistischen deutschen Staat 1954. Das Lehrstück *DIE MUTTER* gehörte damals zu den ersten Theaterereignissen der neuen Saison. Wieder war da dies lehrreiche aufwühlende Drama an einer Wendemarke der Geschichte. Mit der unvergeßlichen Helene Weigel als Pelageja Wlassowa ging diese Inszenierung in die Theatergeschichte ein. Der Kreis schließt sich: am 10. Februar 1988, dem 90. Geburtstag des Denker-Dichters B. B. setzt das Berliner Ensemble erneut das Stück in Szene. Man darf gespannt sein, auf welche Art dieser ‚Versuch' des Bertolt Brecht in unserer Zeit steht, da die Besiegten von gestern die Sieger von heute sind.

Helene Weigel als Pelageja Wlassowa, Inszenierung „Die Mutter", 1951

13. Szene – Vor einer Vaterländischen Kupfersammelstelle



Fotos: Archiv Berliner Verlag, Henschel-Verlag-Theaterarbeit

Viktoria Tokarewa

Die Katze am Weg

In den Geschichten Viktoria Tokarewas treffen wir häufig auf ein erstes Bilanzieren, auf diese unbestimmte Traurigkeit, die den Menschen ergreift, wenn er seine Verluste überdenkt, Verluste an menschlicher Nähe und Mitgefühl, an Lebensenergie für ein sinnerfülltes Dasein. Es ist der kleine Schmerz, der im Laufe der Jahre fast unbemerkt anschwillt, an den man sich fast gewöhnt zu haben glaubte, bis zu dem Tag, da er einen plötzlich vor die Brust stößt. Unter dem Titel „Zickzack der Liebe" erscheint in der Übersetzung von Monika Tantzscher eine Auswahl der Erzählungen Viktoria Tokarewas beim Verlag Neues Leben.

Zum Frühstück gab es Würstchen mit gedünstetem Kraut, Hirsebrei, Pfannkuchen mit Marmelade, Kaffee mit Milch und ein Stückchen Butter. Die Kellnerin Lida servierte gleich alles zusammen, um Wartezeiten zu vermeiden, lächelte liebenswürdig und entfernte sich.

Klimow ließ den Blick über die Teller gleiten und schätzte ab, daß vor ihm auf dem Tisch seine Tagesration stand. Den Brei müßte er morgens essen, die Würstchen mit Kraut mittags und die Pfannkuchen abends. Das wäre völlig ausreichend für einen Vierzigjährigen mit Übergewicht, der bewegungsarm lebt. Aber er hatte seit seiner Kindheit die Angewohnheit aufzuessen, was einmal auf dem Tisch stand. Die Gewohnheit rührte von der Nachkriegskindheit, der Not der Familie, die sich damals gerade so über Wasser halten konnte. Doch Kindheit und Not lagen weit zurück. Die Jahre und der Wohlstand hatten ihn füllig werden lassen, und wenn er die modischen Kordjeans anzog, mußte er den Bauch einziehen, um den Reißverschluß zuzukriegen. Davon wölbte sich der Magen vor, die Hemdknöpfe ließen sich kaum schließen. Als Klimow ins Ferienheim fuhr, schwor er sich abzunehmen, wenig zu essen und sich viel zu bewegen. Während er jetzt den Pfannkuchen verdrückte, empfand er widerstreitende Gefühle: Sollte er, ein hochintelligenter Mann, der wissenschaftliche Artikel in Fachzeitschriften veröffentlichte, nicht genügend Willenskraft besitzen, den Pfannkuchen wegzuschieben, aufzustehen und zu gehen? Andererseits – was steckte alles in diesem Pfannkuchen? Um ihn herzustellen, müssen die Menschen Korn säen, müssen es ernten, zur Mühle fahren und daraus Mehl mahlen. Aber das ist nur die eine Hälfte. Die Menschen müssen Äpfel ernten, die runde Frucht der Erde und der Sonne, sie in Kisten verladen und zur Konservenfabrik transportieren, wo aus ihnen Marmelade gemacht und in Gläser gefüllt wird. Weiter gelangen Mehl und Marmelade zum Koch, der den ganzen heutigen Morgen über Teig geknetet und die Pfannkuchen in Öl gebacken hat. Wenn man sich überlegt, wieviel Arbeit das ist. Und das soll man verschmähen? Weswegen? Was würde sich denn ändern, wenn er, sagen wir mal, drei Kilo abnähme? Nichts. Es würde nicht mal einer merken. Und selbst wenn es jemandem auffiele und man ihn fragte: „Tolja, du hast ja so abgenommen?", worauf er erwidern würde: „Ja, ich habe Diät eingehalten, keine Mehl- und Süßspeisen." Na und? Lohnt sich etwa der Riesenaufwand, bloß damit ein Halbidiot einem diese Frage stellt…

Während Klimow aß und grübelte, betraten seine Tischnachbarn den Speisesaal. Die Nachbarin rechter Hand war eine vornehme Greisin, die einer vertrockneten Heuschrecke ähnelte. Es hieß, sie sei früher eine wichtige Person gewesen, so etwas wie eine berühmte Ballerina oder die Frau eines großen Denkers. Vielleicht auch beides. Sie selbst erzählte nichts, und Klimow fragte nicht. Ihn interessierte fremdes Leben nicht, wenn es keine Beziehung zu seinem eigenen hatte.

Gegenüber und links von ihm saßen Oleg und Lena. Sie waren ein glückliches Paar und kamen daher zu jeder Mahlzeit zu spät. Oleg war urgesund wie ein Braunbär und genauso krumm. Er hatte die Eigenart, dauernd zu witzeln und mit forcierter Stimme zu reden wie der Wolf in den „Hase und Wolf-Filmen". Bei seinem Anblick fragte sich Klimow, ob es wirklich so schwer sei, andere für sich zu interessieren. Mußte man deswegen mit gekünstelter Stimme reden? Genügte es nicht, sich so zu geben, wie man war? Vielleicht beneidete Klimow ihn einfach und war sich dessen nur nicht bewußt.

Lena war jung, stand aber nicht in der ersten, eher in der zweiten Jugendblüte, wenn alles, was sich nur entfalten kann, entfaltet ist und hier und da sogar schon leicht abblättert. Es war nicht die Maiblüte, sondern die Juliblüte der Schönheit. Um ihren entblößten Hals hingen Perlen, Ketten und Kettchen. An und für sich nicht schön, ihr aber stand es. Ihr Gesicht glänzte leicht vor Creme. Man sah, daß sie ihre Haut pflegte. Wenn Klimow in ihr ungeschminktes Gesicht blickte, stellte er sich vor, sie sei seine Frau und sie frühstückten gemeinsam zu Hause. Dieser Gedanke verwirrte ihn und weckte Erinnerungen an etwas, was er so gerne vergessen wollte.

„Ich habe alles verdrückt", gestand Klimow den Tischnachbarn.

„Früh macht das nichts", tröstete ihn die Alte. „Hauptsache, nicht vor dem Schlafen."

„Essen sollte man viel, aber oft", witzelte Oleg und lachte selber über seinen Scherz.

Lena schwieg und sah zerstreut vor sich hin. Sie trank von ihrem Tee und wärmte sich die Hände am Glas. Dann brach sie sich ein Stück Brot von Olegs Scheibe ab. Unbewußt wollte sie einen Berührungspunkt mit ihm haben. Immer und in allem.

Nach dem Frühstück unternahm Klimow einen Spaziergang, um die überflüssigen Kalorien loszuwerden. Spazierengehen lag ihm eigentlich nicht, und er mochte es nicht, weil das müßige Gehirn dann Erinnerungen beschwor, Situationen ausmalte, die er lieber nicht bis ins letzte ausgemalt hätte. Es gibt Situationen, die man besser nicht zu Ende denkt.

Klimow verließ das Sanatoriumsgelände und schlug den Weg zum Wald ein. Von allen Naturerscheinungen – genauer, aus dem ganzen Sortiment der Natur, als da sind: Feuer, das Meer, Berge, die Steppe und so weiter – liebte Klimow am meisten den Wald. In der Kinderzeit hatte sein Freund Slawka einmal gesagt, Bäume seien verstorbene Menschen, und es könne sogar vorkommen, daß unter den Bäumen im Wald irgendein sehr ferner Verwandter sei, der noch zu Zeiten Iwans des Schrecklichen gelebt habe. Klimow hatte das geglaubt, und er glaubte es bis auf den heutigen Tag. Das heißt, er wußte natürlich, daß es nicht so war, aber immerhin hatte keiner das Gegenteil bewiesen. Im Wald fühlte sich Klimow ruhig und versöhnt, als wäre er in den Semesterferien zu Hause auf Besuch. Der Wald versöhnte ihn mit der Vergangenheit und der Gegenwart. Hier empfand er die völlige Verlassenheit nicht, die er etwa in der Metro verspürte. Am einsamsten fühlte er sich in Menschenansammlungen.

Neben einer hohen Kiefer verzweigte sich der Weg in drei Richtungen. Klimow blieb stehen wie der russische Recke und überlegte, welchen der drei Wege er wohl am besten einschlagen sollte. In diesem Augenblick trat eine Katze zwischen den Bäumen hervor. Sie war dermaßen ausgemergelt und böse, daß sie kaum mehr Ähnlichkeit mit einer Katze hatte.

Hinter dem Wald war eine Datschensiedlung. Die Katze hatte vielleicht den ganzen Winter über in einer leeren Datsche gesessen in Erwartung der Hausherren und war jetzt erbittert und verzweifelt. Nun hatte sie sich auf den Weg ge-

macht, nachdem sie all ihre Verzweiflung und Empörung zusammengerafft hatte. Sie hob die geweiteten Augen zu Klimow auf und hub zu schreien an. Nicht zu miauen, sondern eben zu schreien, wobei sie kurze Atempausen einlegte. Ihre Augen waren gelb wie Sägespäne, mit länglichen Pupillenschlitzen.

„Was hat sie denn?“ fragte Klimow eine vorübergehende Frau.

„Sie will was zu fressen“, erklärte die Frau ruhig, ohne stehenzubleiben.

„Was fang ich bloß mit dir an?“ überlegte Klimow laut. „Na gut, gehn wir.“

Er machte kehrt und schritt zurück in Richtung Ferienheim. Die Katze verstummte und folgte ihm. Sie lief nicht nebenher wie ein Hund, sondern hinter ihm. Sie versuchte nicht, sich einzuschmeicheln, und lief da, wo es für sie am bequemsten war.

Ihnen entgegen rollte ein Invalidenauto. Darin saßen zwei Männer. Sie machten offenbar einen Sonntagsausflug. Ihre Gesichter drückten die Bereitschaft zum Genießen aus. Klimow gab dem Fahrzeug den Weg frei und versank augenblicklich bis zum Knie. Auch die Katze war vom Weg abgebogen und tappte leicht auf den Harsch. Sie war so mager, daß sie praktisch nichts wog.

Das Fahrzeug rollte vorüber, fauchte eine violette Wolke aus, und in der reinen Luft roch es sofort nach Stadt.

Sie langten am Ferienheim an. Klimow wandte sich zur Katze um und sagte: „Warte. Ich komm gleich wieder.“

Die Katze setzte sich hin und wartete.

Klimow betrat den Speisesaal und suchte die Kellnerin Lida.

„Hätten Sie nicht ein paar Speisereste?“ fragte er mit einem gewinnenden Lächeln.

„Für wen?“

„Da ist eine Katze, hungrig wie ein Hund…“ Klimow langte einen Rubel aus der Tasche und ließ ihn in die Tasche von Lidas weißer Schürze gleiten.

„Oh, was soll das. Wofür?“ protestierte sie, ohne aber ernstlich verstimmt zu sein. Sie schüttelte den Kopf, als wollte sie sagen: Das ist doch nicht der Rede wert, und verschwand in ihren Gefilden. Eine Minute später kehrte sie zurück und brachte ein kleines Töpfchen mit Speiseresten – Brei, Kraut, angebissene Pfannkuchen und sogar ein paar ganze Würstchen. Es gab also doch Leute, die sich zurückhielten beim Essen, obwohl auch sie den vollen Preis gezahlt hatten.

Klimow kehrte zur Katze zurück, stellte das Töpfchen vor sie hin, erregt und frohlockend. Doch die Katze zeigte keinerlei Freude. Sie senkte geschäftig die Schnauze in den Topf und erhob sie nicht eher, als bis sie alles gefressen und den Topf blitzblank geleckt hatte. Ihr Leib schwoll allmählich an wie bei einer Mücke, die sich vollsaugt. Schließlich zog die Katze die Schnauze aus dem Topf und sah Klimow an. Ihre schmalen Pupillen hatten sich gerundet.

„Noch mehr?“ fragte Klimow.

Die Katze fixierte ihn stumm.

Klimow ging ein zweites Mal zu Lida und wurde versorgt. Er bemerkte, daß diesmal vorwiegend Brei im Topf war. Auch der Katze entging das nicht, aber sie machte sich trotzdem ans Fressen, wahrscheinlich auf Vorrat. Sie glaubte nicht an den morgigen Tag, nicht einmal an den heutigen Abend.

Aus dem Gebäude trat Klimows Tischnachbarin, die Alte. Sie trug einen weiten schwarzen Pelz mit quadratischen Schultern wie eine kaukasische Burka.

„Sie frißt schon den zweiten Topf leer“, sagte Klimow spöttisch entzückt.

„Sie wird noch platzen…“ Die Alte riß erstaunt die Augen auf. „Kann man denn einen hungrigen Magen so überlasten?“

Klimow entzog der Katze den Topf und brachte ihn in die Küche. Als er wieder herauskam, sah er neben dem Gebäude die Wirtschafterin Jelena Dmitrijewna. Sie hatte eine wattierte Jacke über den weißen Kittel gezogen und trug einen Stapel Frottierhandtücher, wodurch sie den Rücken gestrafft hielt. Diese Haltung verlieh ihr etwas Stolzes. Gewöhnlich zeigen Leute, die auf einer niederen Stufe der Prestigeleiter stehen, gerne ihre Macht, das ist ihre Art der Selbstbestätigung. Für sie war auch Klimow, der wissenschaftliche Beiträge in Fachzeitschriften publizierte, nur ein ganz gewöhnlicher Urlauber, ja sogar noch schlimmer, weil er gegen die Hausordnung verstieß.

„Wem gehört die Katze?“ fragte Jelena Dmitrijewna streng.

„Niemandem.“

„Wie kommt sie dann hierher?“

„Ich hab sie mitgebracht“, bekannte Klimow und wurde aus irgendeinem Grund verlegen.

„Es ist also Ihre?“

„Nun, ja…“

„Denken Sie ja nicht, daß Sie sie hierlassen können. Die Hunde werden sie zerreißen.“

Klimow fiel ein, daß im Ferienheim tatsächlich zwei Hofhunde gehalten wurden, einer ohne Schwanz und beide würdelos, Bettlerhunde. Jedesmal nach dem Mittagessen trugen die Urlauber ihnen Essenreste hinaus, und die Hunde blickten ihnen unterwürfig auf die Hände und in die Augen. Die Konkurrenz einer Katze würden sie kaum dulden.

„Und denken Sie ja nicht, daß Sie sie zu sich aufs Zimmer nehmen können“, warnte die Wirtschafterin. „Tiere im Haus sind bei uns verboten.“

Damit drehte sie sich um und ging, den Rücken gestreckt, ja sogar durchgebogen. Klimow mußte aus irgendeinem Grunde daran denken, daß sie sich im Sommer sicherlich Salat aus Gräsern zubereitete, die überall wachsen: Wegerich, Nesseln, Löwenzahnstengel, Klettenwurzeln. Menschen essen diese Kräuter gewöhnlich nicht. Sie essen nur das, was sie säen. Das ist ein großer Fehler. In den wilden Kräutern steckt Lebenskraft, die dem Körper Widerstandskraft verleiht, und der Körper gibt sie an den Geist weiter, denn bekanntlich steckt in einem gesunden Körper ein gesunder Geist.

Klimow seufzte, nahm die Katze von der Erde auf, setzte sie sich auf die Schulter und ging zurück zu der Stelle, wo der Weg sich dreifach gabelte. Dort nahm er die Katze von der Schulter, setzte sie auf den Weg und ging in den Wald hinein. Die Katze folgte ihm. Klimow wandte sich um und sagte: „Lauf mir nicht nach. Du hast doch alles gehört.“

Er beschleunigte den Schritt, die Katze ebenfalls.

„Mach, daß du fortkommst!“ Kli-

Fortsetzung auf Seite 41

Illustration: Reiner Schwalme

Wenn eine Frau die Schönheit

Böse Menschen erkennt man daran, daß sie häßlich werden, wenn sie lächeln. Greta Garbo Feiglinge sind immer blaß. Oscar Wilde

W. Wladin

Das Geheimnis ewiger Jugend

Mit dem morgigen Tage, beschloß Konstantin, beginne ich ein neues Leben. Morgen, pünklich 10.00 Uhr früh, denn nach den Worten der Mama war er um diese Zeit zur Welt gekommen. Morgen hatte Konstantin Geburtstag. Auch früher hatte er schon des öfteren daran gedacht, seinem Leben eine neue Richtung zu geben, doch seine Willenskraft reichte nicht aus. „Konstantin, du hast keine Willenskraft!" sprach die Mama und seufzte.

Bereits in der Schule dachte er, wenn er ein neues Heft begann, daß es in diesem Heft nun keine einzige Korrektur mehr geben würde. Und die Mama sagte: „Konstantin, bemühe dich bitte, in diesem Heft keine Korrekturen vorzunehmen!"

Im Institut gelobte Konstantin zu Beginn jedes neuen Semesters: „Jetzt werden alle Rückstände aufgeholt, von heute ab besuche ich jede Vorlesung und spiele nicht mehr mit German und Lisa Domino." Die Mama sagte: „Konstantin, hole alle Rückstände auf, besuche jede Vorlesung und spiele bitte nicht mehr mit German und Lisa Domino!" Mehrere Male hatte er sich schon selbst das Wort gegeben, die Dissertation zu schreiben – alle Altersgenossen haben längst den Doktortitel erworben. German ist sogar schon Direktor eines Restaurants – doch jedesmal hat Konstantin sein Wort gebrochen. Die Mama rügte ihn dann immer und sagte: „Lieber Himmel, German ist schon Direktor eines Restaurants, und du kannst nicht mal eine Dissertation schreiben!"

Mit Lisa steht es auch denkbar schlecht. Es ist kein Geld in der Haushaltskasse, die Wohnung ist vernachlässigt, Lisa aggressiv wie eine hungrige Löwin. Wenn er da an Olga denkt! Immer ist sie sanft und lieb, verlangt nichts von ihm, ist besorgt und aufmerksam.

Also morgen, morgen pünktlich 10.00 Uhr beginnt er seine Dissertation zu schreiben, verläßt Lisa und bindet sein Schicksal an Olga. Denn morgen hat er Geburtstag. Da wird er 66! Vor einigen Tagen hatte die Mama gesagt: „Konstantin, du wirst jetzt 66 Jahre alt, verlaß Lisa, heirate Oletschka, schreibe deine Dissertation, höre auf, Domino zu spielen. Es ist an der Zeit, ein neues Leben zu beginnen!"

Aus dem Russischen von F. Pietzonka

2 Wochenspruch

Anderen die Ohren stutzen ist leicht.

Schönheit ist ein offener Empfehlungsbrief

Merkblatt

Die allererste Frau war Eva.
Die schönste war Kleopatra.
Die klügste war George Sand.
Sie wußten das? Sehr gut.
Doch nun vergessen Sie es.
Denn die erse Frau
ist die an Ihrer Seite.
Die schönste –
ist die an Ihrer Seite.
Die klügste –
ist die an Ihrer Seite.
Sie bezweifeln das?
Sie begreifen nichts.
Denn:
Es gibt
keine häßlichen Frauen –
aber kurzsichtige Männer.
Es gibt
keine zweitklassigen Frauen –
doch drittklassige Männer.
Es gibt
keine dummen Frauen –
doch es gibt dumme Männer!

Aus: Literaturnaja gaseta

Schmuck und Zier

Nicht hübsch, verstand sie es,
sich hübsch zu schmücken.
Sie hatte einen Künstler zum Friseur.
Und vorne hatte sie, wie hinten Rücken.
Das heißt, sie bot modernstes Exterieur.

Ein ganz verteufelt exquisites Wesen!
Teils Gretchen und teils Hafenmelodie,
war sie Bestandteil mancher Reisespesen.
Sie schmückte sich,
doch zierte sie sich nie.

W. Funke

Die Kunst der Tube

Es wundert dich, daß ein so garstig Ding,
wie eine Raupe ist,
zum schönsten Schmetterling
in wenig Wochen wird? Mich wundert's nicht!
Denn wiß: Auch manche Schöne kriecht
als Raupe morgens aus dem Bette
und kömmt als Schmetterling
von der Toilette.

Mit Brünetten hat's ein Ende!

Ich gerate dieses Jahr
Wieder in die blauen Augen,
Wieder in das blonde Haar.

H. Heine

Maskerade

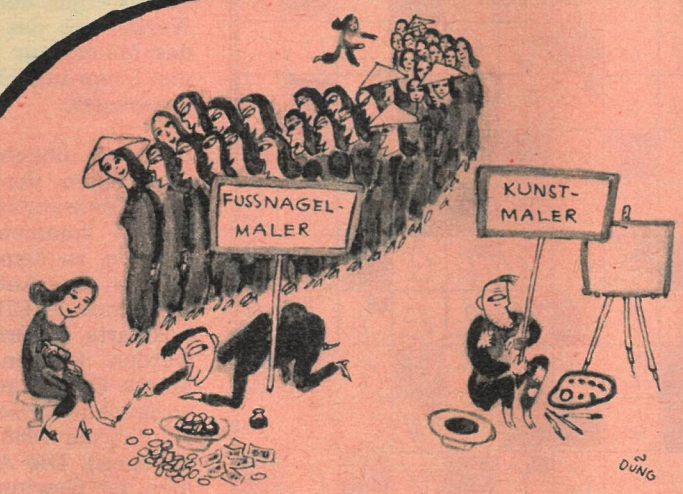
Ein Hohlkopf, ist er bartgeschmückt,
wird leicht ins falsche Bild gerückt.
Doch nach der Schur solchen Gesichts
entdeckt man letzten Endes – nichts.

W. Funke

Des Jünglings schönster Traum:
der erste zarte Flaum.
Fluch aller Frauen zart:
des Mannes harter Bart.
Ein Zittern in der Greise Schar:
ums letzte Haar.
G. W. Heyse

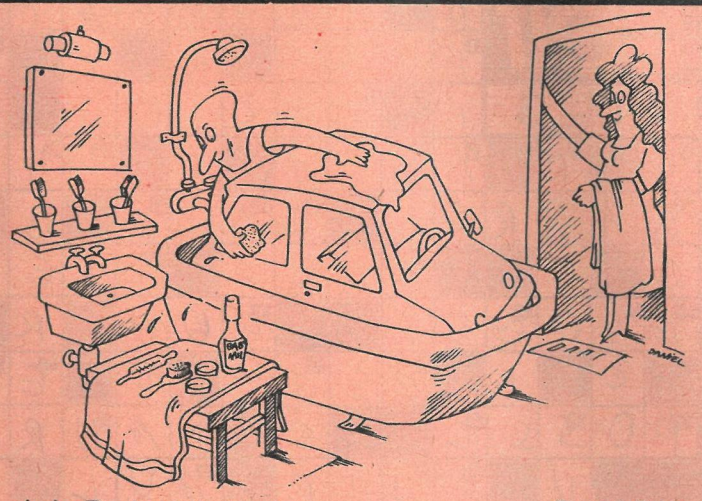
Die Falten des Herzens sind noch nicht ganz erforscht. W. L. Wekhrlin

einer anderen anerkennt, so darf man daraus schließen, daß sie sich selber für



Ly Truc Dung, Hanoi

Es gibt nichts Komischeres auf Erden als ein verkanntes Genie.

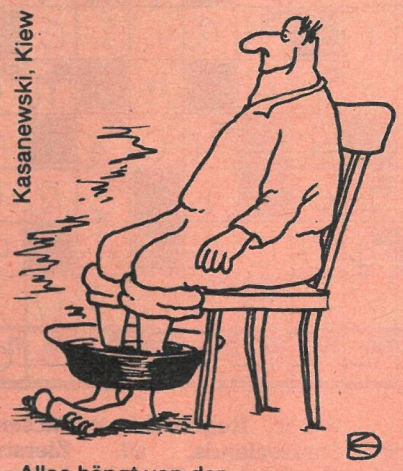


Jeder Tag hat sein Parfüm.

Daniel, Prag

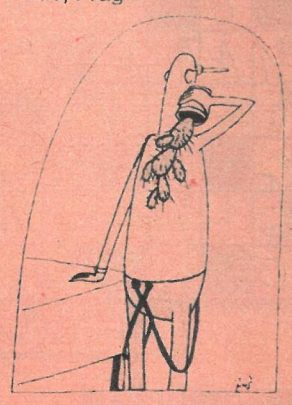
Molli Rouge, die charmegeborene Schönheitsschnecke von Schneider.

Kasanewski, Kiew



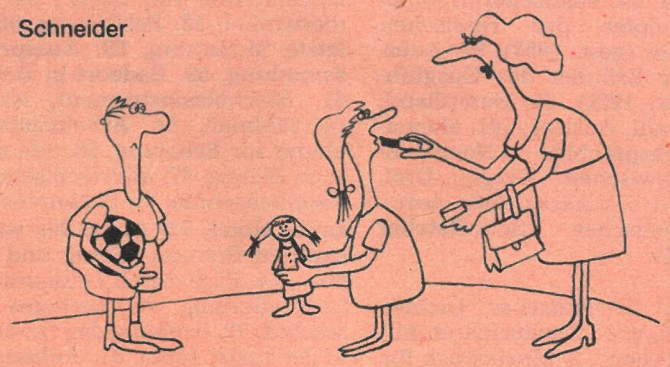
Alles hängt von der Intensität ab, die man auf eine Sache verwendet.

Buš, Prag



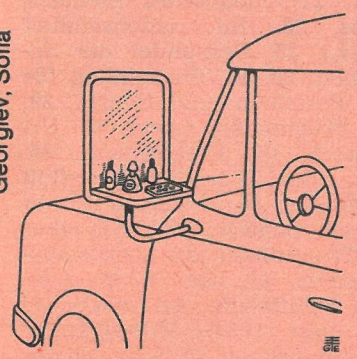
Im Stil offenbart sich der ganze Mensch.

Schneider



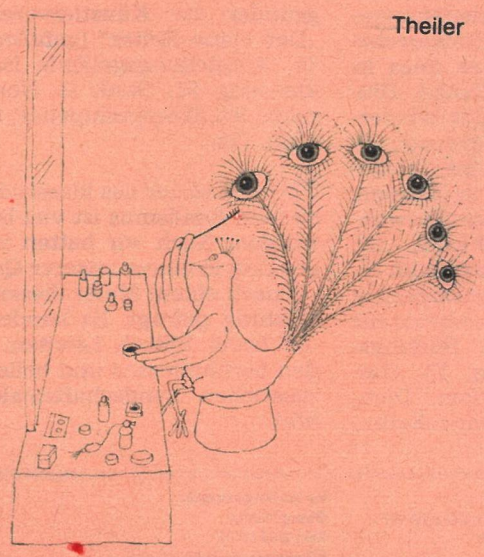
Kosmetik – ein Mittel zur Desinformation der Männer.

Georgiev, Sofia

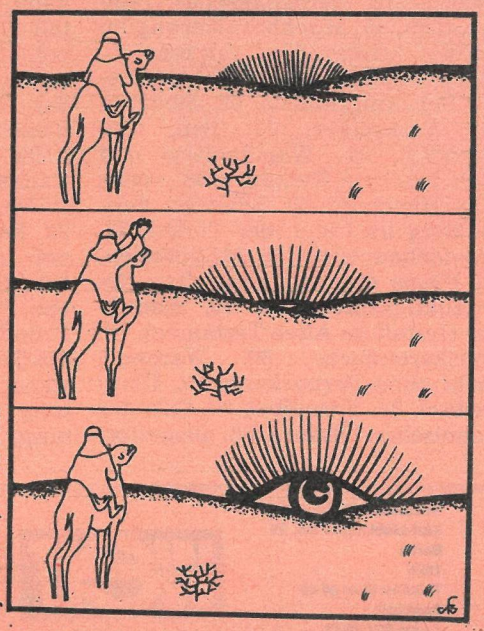


Zur Beruhigung des Gemüts trägt angemessene Beschäftigung viel bei.

Theiler



Schau so in den Spiegel, daß er zu lächeln beginnt.



Ljubitsch, Alma-Ata

Den lieb ich, der Unmögliches begehrt.

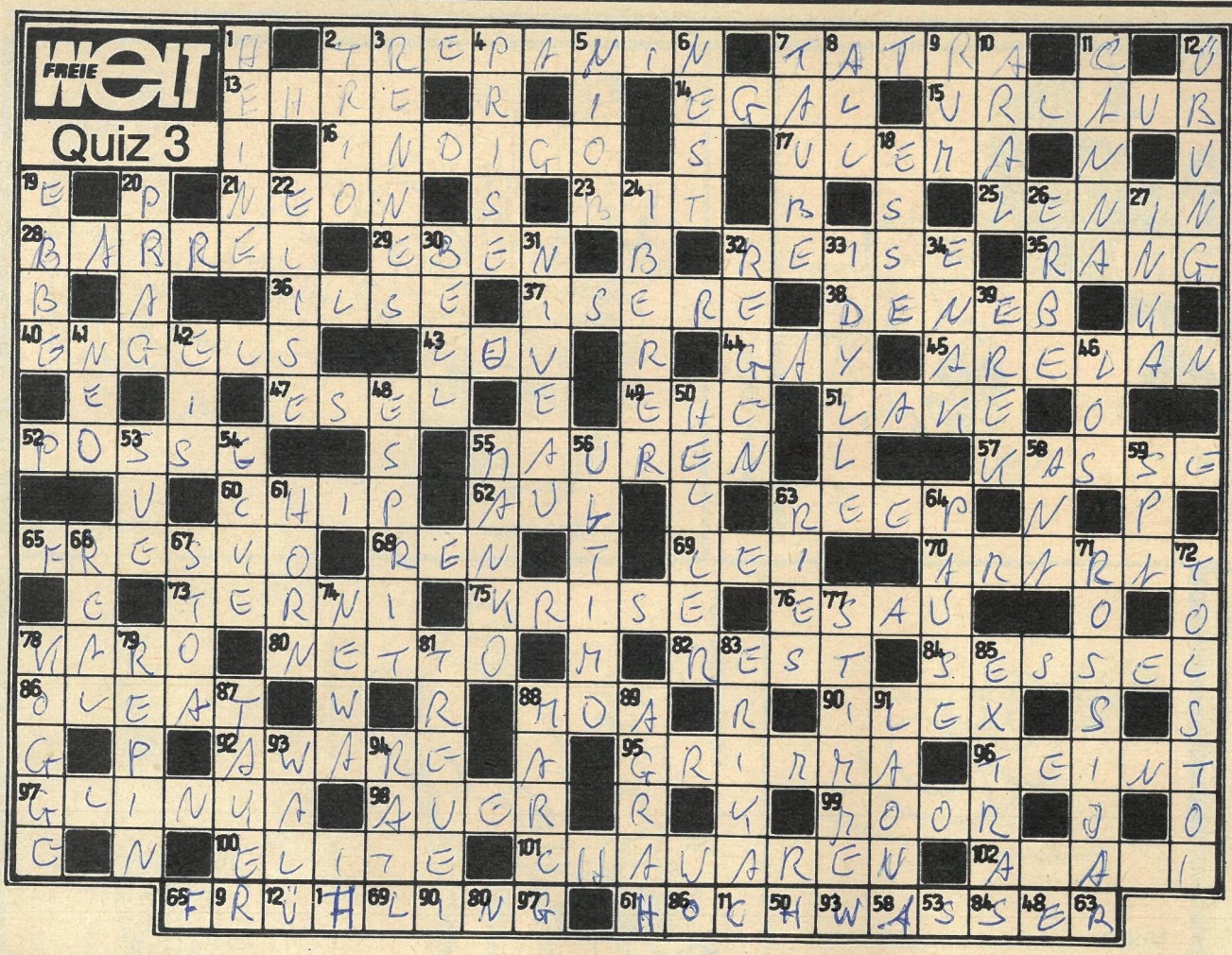
Jubel bei Ihren kosmetischen Ratgebern Karin Kopp, Hannes Schreiber (Redaktion) und Martin Kotsch (Grafik): „Ei, ei! Ein liner!“

Wer seine Beine nicht zeigen kann, muß seine Seele zur Schau stellen.

schöner hält. La Bruyère

Nicht die Jahre sind das Spiegelbild für das Alter einer Frau, sondern die Blicke der Männer.

★ RÄTSEL/QUIZ



Kreuzworträtsel

Waagerecht: 2. russischer Porträt- und Genremaler (gest. 1857), 7. Teil der Karpaten, 13. ethischer Begriff, 14. gleich, 15. Ferienzeit, 16. blauer Farbstoff, 17. islamischer Rechtsgelehrter, 21. chemisches Element, Edelgas, 23. Informationseinheit (Datenv.), 25. Begründer der Sowjetunion, 28. Volumeneinheit für Erdöl, Petroleum und Benzin, 29. flach, gleichmäßig hoch, 32. Urlaubsfahrt, 35. Theaterplatz, 36. Fluß aus dem Harz, 37. Nebenfluß der Rhône, 38. Hauptstern im Sternbild Schwan, 40. Klassiker und Mitbegründer des Marxismus-Leninismus, 43. dem Wind zugekehrte Schiffsseite, 44. russischer Maler (gest. 1894), Mitbegründer der Peredwishniki, 45. Teilreich der historischen Region Burgund, 47. Tragtier, 49. Lebensbund, 51. starke Salzlösung zum Einlegen von Fleisch, 52. derbkomisches Bühnenstück, 55. Mischbevölkerung im Norden Afrikas, 57. Zahlraum, 60. elektronisches Bauelement mit hoher Schaltungsdichte, 62. Siedlung der Turkvölker, 63. Seil, Tau (norddt.), 65. Wandmalerei auf noch frischem Kalkputz, 68. nordische Hirschart, 69. Schiefer, Fels, 70. Berg im Osten der Türkei, 73. Provinzhauptstadt in Mittelitalien, 75. Phase des kapitalistischen Reproduktionsprozesses, 76. männliche Gestalt im Alten Testament, 78. Spielkartenfarbe, 80. Warengewicht ohne Verpackung, 82. Überbleibsel, 84. Sitzmöbel, 86. Salz der technischen Ölsäure, 88. ausgestorbener, flugunfähiger Riesenvogel Neuseelands, 90. Zierstrauch, Stechpalme, 92. Angehöriger eines untergegangenen nomadisierenden Turkstammes (6.–8. Jh.), 95. Kreisstadt im Bezirk Leipzig, 96. Gesichtsfarbe, 97. russischer Komponist, Schöpfer der russischen Kunstmusik (gest. 1857), 98. österreichischer Erfinder des Gasglühlichts (gest. 1929), 99. Sumpfland, 100. Auswahl, Auslese, 101. ehemalige turksprachige Nomadenstämme zwischen Wolga, Ural, Dnepr und Kaukasus, 102. armenisch-sowjetischer Schriftsteller (gest. 1964).

Senkrecht: 1. deutscher Dichter (gest. 1856), u. a. „Deutschland. Ein Wintermärchen", 2. Musikstück für drei Instrumente, 3. Stadt in Westfrankreich, 4. kleine Menge, die mit zwei Fingern gegriffen werden kann, 5. chemisches Element, Metall, 6. Vogelbau, 7. Friedenssymbol, 8. Kosmos, 9. Zuckerrohrschnaps, 10. Name eines Sees in der UdSSR, 11. Zierpflanze, Blumenrohr, 12. regelmäßiges Wiederholen zur Leistungssteigerung, 18. Rauchfang, Kamin, 19. eine der Gezeiten, 20. Hauptstadt in Europa, 22. Frauenname, 24. erste Einwohner der Pyrenäenhalbinsel, 26. Nachlaß, 27. Herrscherklasse im alten Peru, 30. US-amerikanischer Erfinder (gest. 1922), Konstrukteur des Telefonapparates, 31. Bildungsstand, 32. Niederschlag, 33. Gattung der lyrisch-epischen Dichtung, 34. Vater eines sagenhaften Riesengeschlechts, 39. Ritter der Artus-Tafelrunde, 41. griech.: neu, 42. Gefrorenes, 46. Lotterieschein, 48. Geist, Witz, 50. historische deutsche Münze, 53. französischer Schriftsteller (gest. 1857), u. a. „Die Geheimnisse von Paris", 54. Zimmerwinkel, 55. Fehlbetrag, 56. der letzte Monatstag, 58. Ausspruchssammlung, 59. Badeort in Belgien, 61. Blechblasinstrument, 63. Papierzählmaß, 64. Arbeitsunterbrechung zur Erholung, 66. alte spanische Münze, 67. altgriechische Philosophenschule, 71. bekanntes Moskauer Hotel, 72. Autor des weltbekannten Romans „Krieg und Frieden", 74. Fluß durch Leningrad, 77. Lautäußerung, 78. bauchiges Hanseschiff, 79. bedeutender russischer Maler (gest. 1930), 81. Anhänglichkeit, 83. Heidekrautgewächs, 85. Sonderzubehör, 87. kurzer Szenenausschnitt eines Films (Dialogeinheit), 88. deutscher Maler, Mitbegründer der Künstlervereinigung „Der blaue Reiter" (gefallen 1916), 89. Ausstellungsgelände in Markkleeberg, 91. Stadt in Nordfrankreich, 93. Meeressäugetier, 94. Hinweis, Tip.

Über die Maler des klassischen russischen Realismus ist viel berichtet worden. Auch wir hatten vor einiger Zeit in einem unserer Quiz-Rätsel nach einem Maler dieser Kunstrichtung gefragt. Es handelte sich um Isaak Iljitsch Lewitan, der zu den berühmtesten und beliebtesten russischen Landschaftsmalern gehört.

Die Lösung unseres heutigen Preisrätsels ergibt den Titel eines seiner Werke, das das innige Verhältnis des Malers zur Reinheit, Klarheit und Ursprünglichkeit der Natur widerspiegelt.

Auf dem üblichen Weg – durch Übertragen der Buchstaben aus dem Kreuzworträtsel in die Zahlenleiste – kommen Sie, liebe Rätselfreunde, zu dem gewünschten Ergebnis. Ihre Antwort erwartet die Redaktion FREIE WELT auf einer Postkarte, da Briefe nicht gewertet werden können. Und bitte die Marke Quiz 3 auf der Karte nicht vergessen! Einsendeschluß ist der 17. Februar 1988 (Datum des Poststempels). Die Auflösung und Namen der Gewinner veröffentlichen wir in unserem Heft 6/1988. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

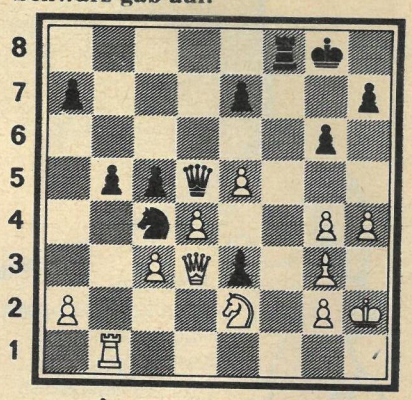
Sie können gewinnen:

1. Preis	100,– Mark
2. Preis	75,– Mark
3. Preis	50,– Mark
4. bis 8. Preis	je 25,– Mark

SCHACH

Gut gedacht...

Das Diagramm ist ein Fragment aus der von Anatoli Karpow gewonnenen 5. Partie des WM-Duells in Sevilla '87. Nähme er das Bauernopfer an, sicherte er sich ein effektvolles Remis (nach Großmeister Eduard Gufeld): 25. T:b5 S:e5! 26. T:c5 (26. L:e5? Tf2 mit unabwendbarem Matt) 26. ... S:g4+ (26. ... d:c5? 27. L:e5) 27. Kh3 Dd7 28. Dc4+ Kh8 29. Dd5 Sf2++ 30. Kh2 Sg4+ mit ewigem Schach. Doch es folgte **25. Kh3 a6.** Gufeld: „Ich vermute, daß der Exweltmeister im Falle 25. ... b4 seinen Verzicht auf das Remis bereut hätte. Tückisch genug ist auch 25. ... a5, wonach es Weiß nicht leicht fiele, einen guten Plan zu finden." Weiter geschah: **26. Sg1 cd 27. Sf3 Td8 28. a4 dc 29. D:c3 De6 30. Kh2 ba** (in Zeitnot verzichtet Kasparow auf ruhigere Fortsetzungen und überspannt den Bogen) **31. Tb4 Sd2 32. T:a4 Sf1+ 33. Kh3 Td1 34. Dc2** (Karpow hat rund 8 Minuten, Kasparow nur mehr Sekunden Bedenkzeit bis zum 40. Zug) **34. ... Tc1 35. De2 h5 36. Le1 Dd7 37. D:a6 Ta1** (gut gedacht, allerdings:) **38. D:g6+ Schwarz gab auf.**



Redaktion: FREIE WELT
Karl-Liebknecht-Str. 29
Berlin
1026
Telefon: über 24 40
Auskunft
Telex: 011 48 54

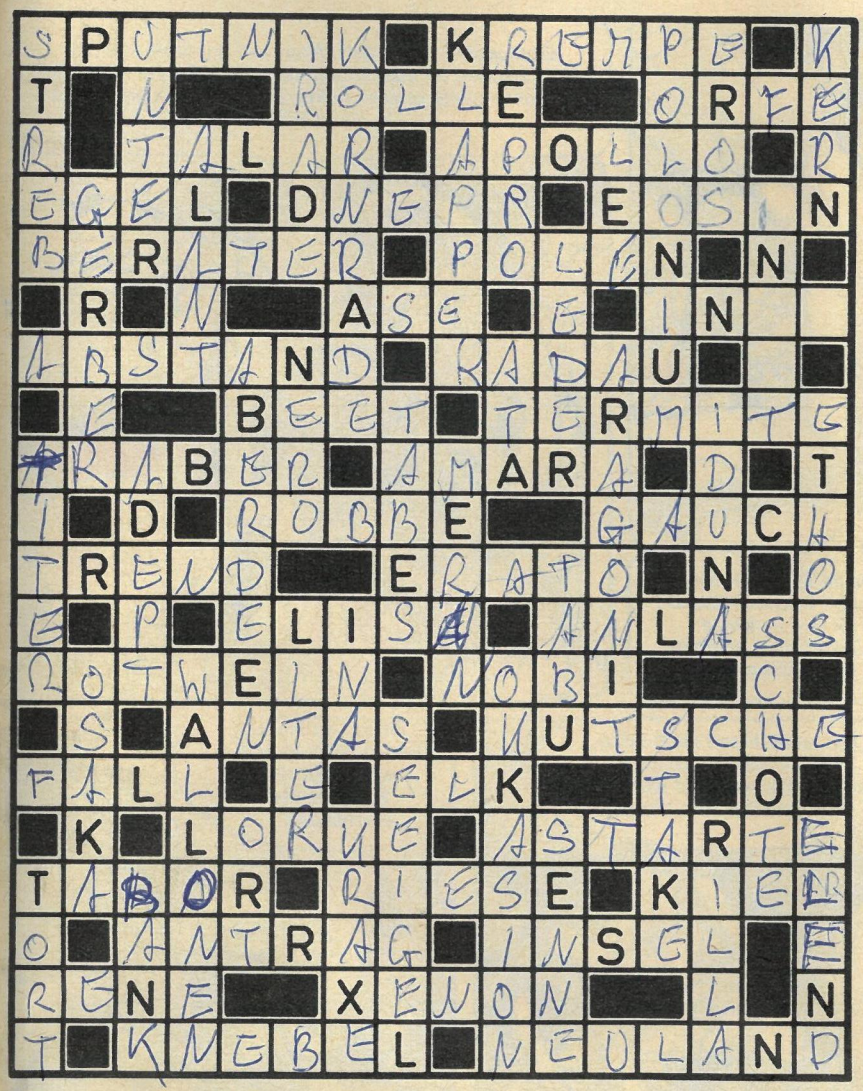
FREIE WELT

Redaktionskollegium:
Chefredakteur: Barbara Schablinski
Stellv. Chefredakteure:
Marianne Wambutt,
Günther Wolfram, Dr. Paul Wurche
Sekretariat der Chefredaktion:
Tel.: 2 44 22 07, 2 44 23 09, 2 44 24 36

Redaktionssekretär:
Georg Walter
Tel.: 2 44 36 95
Wissenschaft: Heinz Bartel
Tel.: 2 44 26 09
Politik: Dr. Dietrich Pätzold
Tel.: 2 44 26 67

Wirtschaft: Wolfgang Scheel
Tel.: 2 44 22 30
*
Kultur: Helmut Zemke
Tel.: 2 44 33 02
Leserforum: Ingrid Buchholz
Tel.: 2 44 27 07

Bild: Alfred Paszkowiak
Tel.: 2 44 27 03
Gestaltung: Horst Wustrau
Tel.: 2 44 35 48
Korrespondenten in Moskau:
Jürgen Geltner, Volkmar Billeb,
Bernd Siegmund



Kreuzgitter

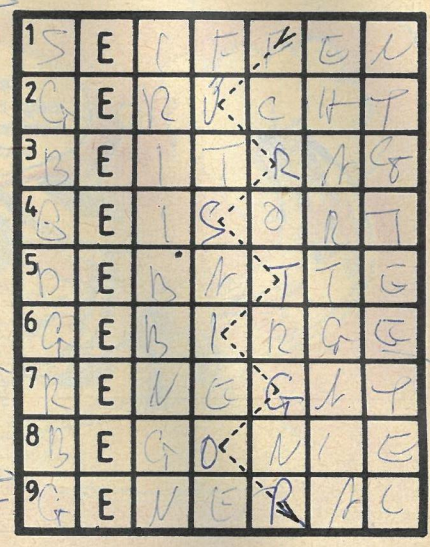
Die Lösungswörter haben – unabhängig von ihrer Richtung und Reihenfolge in der Figur – folgende Bedeutung:

1. von Wasser umgebenes Land, 2. Angehöriger eines germanischen Göttergeschlechts, 3. Göttin der Jugend (nord. Mythol.), 4. Ansiedlung, 5. Entwicklungsrichtung, Tendenz, 6. in Kokillen gegossener Stahlblock, 7. Kreditinstitut, 8. Amtstracht, 9. Bittermittel, 10. Spielkarte (deut. Blatt), 11. großer Mensch, 12. Fruchtinneres, 13. Mentor, Ratgeber, 14. Ursache, Antrieb (ß = ss), 15. Hafenstadt in Japan, 16. bestellte Gartenfläche, 17. erstmals landwirtschaftlich genutzter Boden, 18. altrömischer Kaiser, 19. Meeressäugetier, 20. Getreideunkrautpflanze, 21. in geheime Künste Eingeweihter, Goldmacher, 22. Sturz, 23. dem Wind abgekehrte Schiffsseite, 24. Kränkung, Beleidigung (veraltet), 25. Muse der Liebesdichtung (griech. Mythol.), 26. Hutrand, 27. dünner Kaffee, 28. Gehalt einer Lösung an chemisch wirksamer Substanz, 29. sogenannte weiße Ameise, 30. Hafenstadt im Nordosten Schottlands, 31. Gestalt aus „Madame Pompadour", 32. Liebesgott (griech. Mythol.), 33. Jugendbuch von Ludwig Renn, 34. mariner Stachelhäuter, 35. Autor erfolgreicher Fernsehfilme (geb. 1919), 36. Einheit des Volumens, 37. Abbauraum im Bergwerk, 38. weiblicher Vorname, 39. rhombische Modifikation des Kalziumkarbonats, 40. Speisefisch, 41. zur Entscheidung vorgebrachtes Anliegen, 42. Erholungsort im Harz, 43. radioaktives chemisches Element, Halbmetall, 44. Stadt in der ČSSR, 45. Nachkommen romanisierter Kelten und Germanen in Belgien und Nordfrankreich, 46. organischer roter Farbstoff, 47. tschechischer Bildhauer und Maler (gest. 1938), 48. Stadt in Oberitalien, 49. Kurzwort für ein polygrafisches Zwischenprodukt zur Wiedergabe von Fotos und Zeichnungen im Druck, 50. Krach, Lärm, 51. Fessel, 52. sittliche Gesamthaltung, 53. Rückentragegestell (österr.), 54. gegerbte Tierhaut, 55. europäische Volksrepublik, 56. vorderasiatische Fruchtbarkeits- und Liebesgöttin, 57. das Verbotene bei Naturvölkern, 58. weiblicher Vorname, 59. Aufgabe, Text des Schauspielers, 60. Alpenhirt, 61. Sultanserlaß, 62. Getränk aus dunklen Trauben, 63. Längsverbindung des Unterwasserteils der Schiffe, 64. Scheuermittel, 65. amerikanische Bezeichnung für Elch, 66. günstige Gelegenheit (veraltet), 67. erster künstlicher Erdsatellit, 68. chemisches Element, Edelgas, 69. Tochter des Königs Kadmos (griech. Sage), 70. zeitliches Entferntsein, 71. Rückenmarksschwindsucht, 72. Ledermacher, 73. Rennpferd, 74. Rassel, 75. Fluß im Westen der Sowjetunion, 76. marxistischer Literaturkritiker (gest. 1954), 77. Rundholz, Stange, 78. Narr, 79. Fruchtform der Kreuzblütler, 80. Schmetterling der Gattung der Tagfalter, 81. gefederter Pferdewagen, 82. Korbblütler.

Füllrätsel

1. Ort mit Spielzeugmuseum im Osterzgebirge, 2. Gerede, Fama, 3. Zahlung, die man z. B. als Mitglied einer Vereinigung zu entrichten hat, 4. Apposition, 5. Aussprache, Erörterung, 6. Bezeichnung für zusammenhängende Berge, Täler und Hochflächen, 7. politischer Überläufer, 8. Garten- und Zimmerpflanze, 9. Offizier der höchsten Rangklasse.

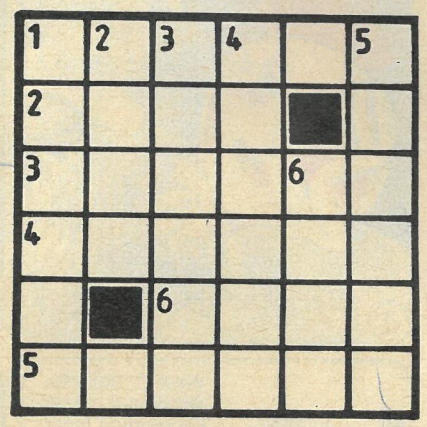
Die Buchstaben in den gekennzeichneten Feldern – von oben nach unten gelesen – ergeben den Titel einer Oper von Alexander Borodin.



Magische Figur

Wörter folgender Bedeutung sind waagerecht und senkrecht gleichlautend einzusetzen.

1. Radioquelle mit periodisch schwankender Strahlungsintensität (Astron.), 2. Hauptstadt einer Provinz in Nordschweden, 3. bunter Ton, 4. Fruchtbarkeitsgott (röm. Mythol.), 5. Lauf- oder Fahrwettbewerb, 6. Nachlaßempfänger.



Buchstabentausch

Jedem der folgenden Wörter ist der vierte Buchstabe auszutauschen, so daß andere Begriffe entstehen:
Linde – Salut – Rampe – Kabel – Sella
Die neu eingesetzten Buchstaben – in der gegebenen Reihenfolge gelesen – ergeben die Bezeichnung für einen heißen Wüstenwind Nordafrikas und Arabiens.

Auflösungen aus Heft 2/1988

Kreuzgitter. Waagerecht: Pogodin (44), Haus (28), Elan (13), Igel (30), Garbe (24), Lage (34), Kabel (32), Alkor (3), Lein (36), Wein (62), Niere (40), Gerte (25), Rose (49), Lagune (35), Inari (31), Stute (53), Blesse (9), Aken (2), Etage (16), Peter (43), Rila (48), Bart (8), Agave (1), Eimer (11), Areg (5), Osten (41), Elis (14), Vala (58), Etat (17), Maniser (37).
Senkrecht: Pegel (42), Gorki (26), Dieb (10), Nell (39), Halle (27), Ana (4), Siel (51), Veto (60), Banner (7), Ganges (23), Esel (15), Kirkuk (33), Riemen (47), Eton (18), Weg (61), Rahe (45), Ribera (46), Sahara (50), Uhse (57), Iberer (29), Tarbes (54), Teer (55), Spa (52), Etui (19), Legat (21), Artus (6), Tenor (56), Gala (22), Vase (59), Elam (12), moon (38), Eva (20).
Füllrätsel: 1. Tragödie, 2. Usambara, 3. Realität, 4. Anagramm, 5. Neapeler, 6. Djakarta, 7. Opazität, 8. Training – Turandot.

Buchstabentausch: Schwager, Scheck, Laube, Beleg, Beere. – Weber.
Magisches Quadrat: 1. Batik, 2. Anina, 3. Titan, 4. Inari, 5. Kanin.
Rätselpyramide: 1. Ar, 2. Ras, 3. Sari, 4. Riesa, 5. Karies, 6. Markise.
Einer fehlt: T(r)ick, M(e)ister, E(s)te, A(u)ster, P(l)atte, S(t)aat, T(a)ube, S(t)ein. – Resultat.
Silbenkreuzworträtsel. Waagerecht: 2. Nuance, 4. Telemark, 5. Sarafan, 7. Terpentin, 10. Gare, 11. Salome, 12. Termin, 16. Negligé, 17. Morchel, 18. Batate, 20. Rotbuche, 22. Kalorie, 23. Karamel.
Senkrecht: 1. Telemeter, 3. Angara, 5. Satin, 6. Fanfare, 8. Pentameter, 9. Kasache, 10. Gage, 13. Minnesota, 14. Dargebot, 15. Kachel, 17. Morgenrot, 18. Bache, 19. Tetralogie, 21. Buchara.

Auflösung des Kreuzworträtsels (Quiz 25)

Waagerecht: 1. Silvester, 6. Neujahr, 11. Orfe, 13. Euwe, 15. Hobel, 17. Rosa, 18. Kute, 20. Idun, 21. Eugen, 23. Bett, 25. SKET, 26. Element, 27. Eede, 29. Regie, 31. agra, 33. Sparer, 36. Tara, 38. Sattel, 42. Affe, 43. Bleigießen, 46. Rita, 48. Are, 49. Idee, 50. Abel, 52. Raska, 54. Anis, 56. Konfetti, 59. Iser, 60. Engel, 62. egal, 64. Arat, 66. TKO, 67. Arno, 69. Knallerbse, 73. Erze, 76. Aurora, 78. Stau, 80. Salier, 82. Mate, 84. Matte, 87. Sein, 88. Chretin, 90. seed, 91. Alge, 93. Opale, 95. Reis, 96. Eris, 97. Rohr, 98. Enter, 100. Los, 101. Enns, 102. Idol, 103. Adige, 104. Karpfen, 105. Feuerwerk, 106. Tee.
Senkrecht: 1. Schnee, 2. Lob, 3. Eule, 4. Torte, 5. Rossi, 6. Nektar, 7. Unter, 8. Heimat, 9. Rude, 10. Cent, 12. Rakete, 14. Wunderkerze, 16. Ebene, 19. Elast, 21. Elsa, 22. Graf, 24. Trog, 28. Erbe, 30. Greif, 32. Gare, 34. Pfannkuchen, 35. Reise, 37. Anat, 39. Aar, 40. TASS, 41. Lear, 44. Leben, 45. Inka, 47. Ilias, 51. Bier, 53. Aitel, 54. Aeta, 55. Igor, 57. Olka, 58. Eklat, 61. Lar, 63. Gost, 65. Resi, 68. Ramie, 70. Numero, 71. Edel, 72. Besen, 74. Risalit, 75. Eriesee, 77. Odessa, 79. Tessin, 81. Anorak, 83. Anruf, 85. Adolf, 86. Tartu, 88. Crew, 89. Rink, 92. Geer, 94. Loge, 99. tre. Lösungswort: Snegurotschka

Es gewannen:
1. Preis:
100,– M — Mike Winkler, Rodewisch, 9706
2. Preis:
75,– M — Annerose Lange, Görlitz, 8904
3. Preis:
50,– M — Mario Jahn, Leipzig, 7025
4.–8. Preis:
je 25,– M — Angelika Scholkmann, Waren-Müritz, 2060; Waltraud Schultz, Berlinchen, 1931; Gunter Krabbes, Gräfenhainichen, 4450; Jörg Felix, Bernburg/Saale, 4350; Henning Rummelt, Salzwedel, 3560.

Herausgeber: Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft
*
Verlag: Berliner Verlag
Verlagsdirektor: Erich Reimann
Lizenz-Nr. 231 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500 405
Anzeigenverwaltung: Berliner Verlag, Karl-Liebknecht-Straße 29, Berlin, 1026
Anzeigenannahme: Berliner Verlag Abt. Anzeigen, Tel. 2 70 32 77 und sämtliche Anzeigenannahmestellen Berlins und aller Bezirke der DDR. (Anzeigenpreisliste Nr. 10 vom 21. 4. 1983)
Auslandsanzeigen: INTERWERBUNG
Abonnementspreis: 1,75 M monatlich (26 Hefte im Jahr)
Inkassozeitraum: monatlich
Die Redaktion wurde 1973 mit dem Orden „Banner der Arbeit" Stufe I und 1984 mit dem Orden „Stern der Völkerfreundschaft" in Gold ausgezeichnet. Die Redaktion erhielt 1974 die Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold, 1979 die Ehrennadel des Verbandes der sowjetischen Freundschaftsgesellschaften „Für Verdienste um die Freundschaft" und 1980 die Johann-Gottfried-Herder-Medaille in Gold.

KINDERSERIE ★ Kolobok bei den Sternbildern 6

Hallo, Kinder! Eben zeigt sich auf meinem Bildschirm das Sternbild Steinbock! Ich bin am Ziel!

Die ungewöhnlichen Reiseabenteuer eines lustigen, pfiffigen Pfannkuchens – erdacht und gezeichnet von Valentin Rosanzew aus Moskau.

1

Seid gegrüßt, liebe Freunde! Euch habe ich aber lange suchen müssen. Was macht ihr hier in dieser Bergwildnis? Lebt es sich unten im Tal nicht viel schöner?

Einst wohnten wir dort. Aber aus unserem kleinen Steinböckchen ist inzwischen ein wahrer Teufel geworden! Er zertrampelte unsere Äcker und jagte uns schließlich in diese Höhlen.

2

Habt ihr denn nie versucht, euch zu wehren? Wie konntet ihr nur zulassen, daß euch diese bessere Ziege dermaßen über den Kopf wuchs?

3

Als unser Hund noch lebte, hielt er den Gehörnten in Schach. Da wagte er sich nicht aus den Wäldern hervor!

Der Steinbock! Versteckt euch!

4

Zittert, ihr Hornlosen! Jetzt kommt euer Herr, der Besitzer des Sternbildes...

5

Wetten, daß das Großmaul gleich Fersengeld gibt?

6

Er flieht! Aber er wird wiederkommen, wenn du fortfliegst und das Bild des Hundes mitnimmst...

Der Hund! Der Hund ist wieder da! Nun ist es vorbei mit meiner Herrschaft! Ich muß zurück in die Berge, auf die der Hund nicht klettern kann!

Wau! Wauuu! Rrrrr!!! Verschwinde – oder soll ich dich in deine Keulen beißen?

7

Solche Bilder könnt ihr sekundenschnell selbst herstellen!

8

So geschah es. Der Steinbock blieb für immer in den wilden Bergen. Sollte er dennoch mal ins Tal kommen – der Hund aus Koloboks Schattenspiel-Theater wird ihm ganz schnell Beine machen!

9

Fortsetzung von Seite 35

Die Katze am Weg

mow zog ein wütendes Gesicht und stampfte auf, als wolle er auf das Tier zugehen. Dann drehte er sich um und entfernte sich. Die Katze überlegte und folgte ihm dann in den Wald, allerdings auf Distanz.
Klimow sah sich um und dachte: weder Schamgefühl noch Skrupel... Und das nennt sich Katze.
Gewissenlosigkeit wirkt ansteckend. Klimow blickte sich suchend um, nahm einen kleinen schwarzen Ast vom Boden auf und schleuderte ihn nach der Katze. Die sprang beiseite, blickte erst auf den Ast, dann zu Klimow, und ihren Augen war abzulesen: Was bist du doch für ein Schuft!
„Sehr gut so", sagte Klimow und setzte seinen Weg fort.
Tief im Wald kamen zwei Skiläufer mit weitausholenden Schritten vorüber, der eine ganz in Grellblau, der andere in Grellorange. Klimow sah näher hin. Es waren Oleg und Lena. Lena blieb stehen und wartete, gebeugt auf die Stöcke gestützt, auf Oleg. Wahrscheinlich machte es ihr Freude, ihn zu sehen, wie er sich riesig, orangenfarben wie eine Fackel, näherte. Und ihm gefiel es, sich ihr zu nähern, ganz in Himmelblau vor dem Hintergrund des verschneiten Waldes. Sie lächelten einander zu, und ein Frostwölkchen umschwebte ihre Lippen.
Klimow mußte an seine Skiausflüge denken. Gewöhnlich hatte er sich zum Skilaufen wie für einen Subbotnik gekleidet, hatte sich die allerletzten Fetzen übergezogen, so daß er am Ende wie ein deutscher Kriegsgefangener aussah. Na und, war es nicht egal, was man an hatte? Jetzt jedoch dünkte ihm, er habe etwas im Leben versäumt, was mit Würde zu tun hat.
Er blickte sich um. Die Katze war nicht da.
Der Weg ging in eine Skispur über. In der Spur zu laufen war mühsam, umkehren aber mochte er nicht. Er wollte der Katze nicht wiederbegegnen. Ihre Beziehungen waren immerhin gestört. Er seufzte und ging aufs Geratewohl weiter, von Zeit zu Zeit tief im Schnee einsinkend.
Unerwartet kam er am Fluß heraus, der von Schnee zugedeckt war. An zwei Stellen dampften Eislöcher. Auf einem festgetrampelten Pfad überquerten zwei Jungen mit Taschen den Fluß. Sie kamen wahrscheinlich aus der Schule und nahmen den kürzesten Weg. Klimow stand da und sah zu, wie sich die beiden Figuren bewegten, schwarz auf weiß, wie im Stummfilm. Der Schnee glitzerte unter der Sonne. Die Jungen gingen ihrem Leben entgegen, vielleicht einem ungewöhnlichen Schicksal, und ließen sich vom täglichen Einerlei nicht verdrießen.
Man müßte jemanden anrufen und herkommen lassen, dachte Klimow. Aber dann überlegte er, daß die Besucher unweigerlich einen Teil der Stadt mitbrächten, aus der er geflohen war. –
Die beiden kamen wie immer zu spät, nur die Alte saß schon an ihrem Platz.
Klimow war hungrig und machte sich mit Vergnügen an die kalte Vorspeise.
„Wo ist denn Ihre Katze?" fragte die Alte.
„Ich habe sie zurückgebracht", antwortete Klimow, während er ein Sardinenstückchen mit zarten tropfenden Rändern auf die Gabel spießte.
„Wohin denn?"
„Zum Weg."
„Sie haben sie auf dem Weg ausgesetzt?" Die Alte wunderte sich.
„Wo soll ich sie denn hintun?" fragte Klimow verwundert.
„Was heißt ‚hintun'? Sie reden von einem Lebewesen wie von einem Ding..."
Klimow hörte zu essen auf.
„Ich verstehe nicht, was Ihnen mißfällt. Daß ich eine hungrige Katze gefüttert habe?"
„Wenn Sie begonnen haben, an einem fremden Schicksal Anteil zu nehmen, müssen Sie es bis zum Ende tun. Oder überhaupt die Finger davon lassen."
„Ja. Aber das bezieht sich doch nicht auf Katzen."
„Sie haben unrecht. Eine Katze hat eine sehr ausgeprägte Persönlichkeit. Sie können sich gar nicht vorstellen, was das ist, eine Katze. Sie ist mit dem Mond verbunden. Wie das Meer."
„Woher wissen Sie das?"
„Ich weiß es. Ich selber war bei meiner ersten Geburt eine Katze."
Die Alte lächelte, als mache sie sich selber darüber lustig.
Eine Verrückte, dachte Klimow.
Sie schwiegen.
Die Kellnerin Lida trat heran und stellte einen Teller Borschtsch vor Klimow hin.
Ihm wurde klar, daß er nicht länger neben der Alten sitzen wollte. Mit Bedauern blickte er auf den Sahneklecks im goldig-rubinroten Borschtsch und erhob sich vom Tisch.
„Und das Hauptgericht?" fragte Lida erstaunt.
„Fastentag", erwiderte Klimow lakonisch und ging auf sein Zimmer.
Er setzte sich in den Sessel und befahl sich, nicht weiter daran zu denken. Wenn ihn etwas sehr erregte und er keinen Ausweg wußte, verbot er sich, die Sache konsequent zu Ende zu denken.
Ihm kam der Gedanke, sich ein Mittagsschläfchen zu genehmigen. Er hatte nichts gegessen und hatte folglich das Recht, auf Bewegung zu verzichten und sich eine Dreiviertelstunde schlafen zu legen.
Er entkleidete sich und legte sich ins Bett. Der gestärkte Kissenbezug, der Komfort und die Ruhe ließen ihn beinahe so etwas wie Glücksgefühl empfinden. Er nahm ein Buch vom Nachtschränkchen, öffnete es und folgte dem Autor des Buches in eine andere Welt. Er überließ sich dem Treiben jener Welt wie ein Fremder, für den niemand Interesse zeigt, und schloß die Augen. Als er sie wieder öffnete, war es drei Uhr nachts. Aus den fünfundvierzig Minuten waren zehn Stunden geworden, sein nächtliches Schlafpensum. Der Organismus war vielleicht erschöpft, vielleicht war auch für den Bruchteil einer Sekunde etwas falsch gelaufen, waren sein inneres Koordinatensystem und die Reflexe durcheinandergeraten.
Draußen war es stockdunkel. Klimow hatte Hunger. Er überlegte, was er tun könnte: Zum Lesen hatte er keine Lust, zum Schlafen auch nicht. Einfach daliegen und an die Decke starren war langweilig. Er stand auf, zog sich an und trat auf die Straße.
Es hatte gefroren. Der Schnee knirschte unter den Füßen. Klimow schlug seinen gewohnten Weg zum Wald ein. Der Mond löste sich von der Stelle und schwamm hinter ihm her. Die Bäume standen wie vertraute Menschen, und es war überhaupt nicht schrecklich, sondern tat im Gegenteil gut, allein zu gehen und den Mond wie an einer Leine hinter sich herzuführen. Vom Mond breitete sich ein Leuchten über Himmel und Erde aus. Klimow wurde plötzlich klar, daß er das alles schon einmal gesehen hatte. Aber wann? Wo?
Es war vor zweiundzwanzig Jahren gewesen. Er besuchte damals die zehnte Klasse, und sie feierten Neujahr bei Lenka Tschudakowa auf der Datsche. Gerade um diese Zeit, nachts um drei, waren sie auf die Straße hinausgelaufen. Der Himmel war genauso, und die Bäume zeichneten sich deutlich im Mondschein ab. Und da war noch etwas, was ihn zittern machte. Nicht der Frost. Auch nicht Lenka Tschudakowa und nicht der billige Portwein, von dem die Zähne dunkel wurden. Es war ein Ansturm von Glück gleich dem Wasserandrang in einem elastischen Schlauch, der diesen zittern läßt. Es war die Gewißheit, daß sich seine Persönlichkeit, seine Liebe bald vollkommen verwirklichen würden. Er stand auf der Außentreppe und hielt sich an den Ellenbogen gefaßt, um das Zittern zu unterdrücken. Das war vor zweiundzwanzig Jahren... Und danach? Danach war er überglücklich und ebenso tiefunglücklich gewesen. Aber daran dachte er lieber nicht. Nicht zu Ende denken... Vielleicht war er deshalb erstmals wieder nach zweiundzwanzig Jahren nachts auf die Straße gegangen...
Er verhielt den Schritt und stellte fest, daß er an der Weggabelung stand. Er schaute nach allen Seiten, tastete mit den Blicken jeden Meter des vom Schnee erhellten Bodens ab. Sein Herz schlug heftig.
Die Katze saß wartend unter einem Baum und rührte sich nicht. Möglich, daß sie schlief, auch möglich, daß sie sich auf langes Warten eingestellt hatte und ihren Gedanken nachhing.
Klimow überlief es heiß vor Dankbarkeit. Die Katze hatte also richtig eingeschätzt, was in ihm steckte. Demnach war sie wirklich eine Persönlichkeit, denn je edler eine Persönlichkeit ist, um so mehr Gutes sieht sie in anderen. Edelsinn überträgt sich auf den Partner. Klimow strebte zum Baum, fast bis zu den Achseln versinkend. Plötzlich hielt er inne, als habe ihn jemand vor die Brust gestoßen.
Es war nicht die Katze, sondern ein Ast, derselbe, den er nach ihr geworfen hatte.
Klimow stand da und fühlte eine Leere in sich. In dieser Leere schlug schwer und hallend wie im Leerlauf das Herz. Der Mond blieb über Klimow stehen. Er glich nicht einem leuchtenden Schädel, wie er gelesen hatte, sondern einem Planeten aus weiter Entfernung. Das heißt, er glich sich selbst. Die Erde sah vom Mond aus sicherlich genauso aus. Nur, daß der Mond gelb war und die Erde blau.

Kraftfahrzeughalter!

Kfz-Steuer und Beitrag zur Kraftfahr-Haftpflicht-Versicherung sind fällig.

Zahlen Sie rationell, lassen Sie abbuchen!

Für die Abbuchung 1988 wird Ihr Auftrag bis zum 31. März entgegengenommen.

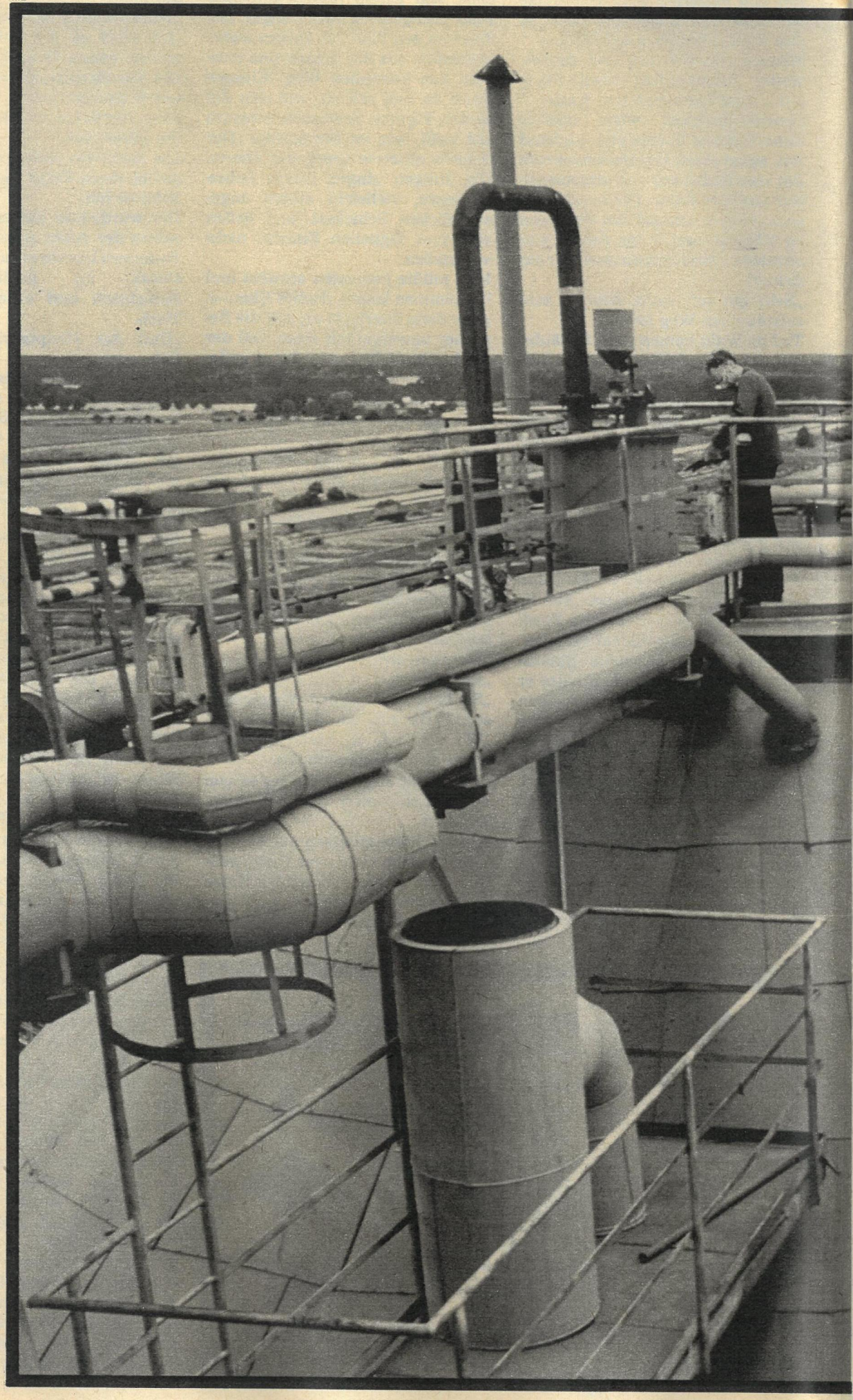
STAATLICHE VERSICHERUNG DER DDR

Täglich bis zu einer Viertelmillion Kubikmeter Wasserwäsche für den Menschen und eine saubere Umwelt – Gedanken von Dipl.-Ing. Rainer Hausdorf, stellvertretender Anlagenleiter der Kläranlage Berlin-Nord.

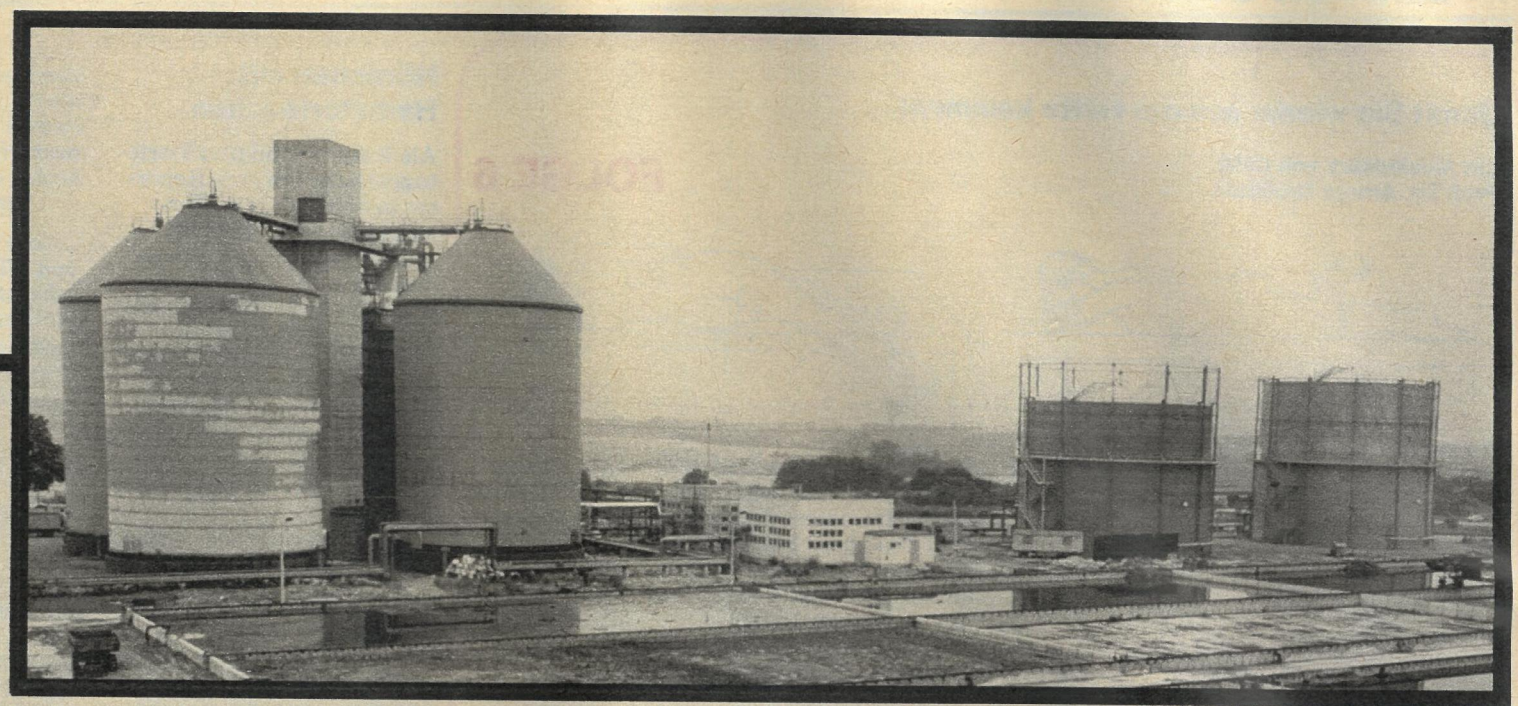
Waschhaus Schönerlinde

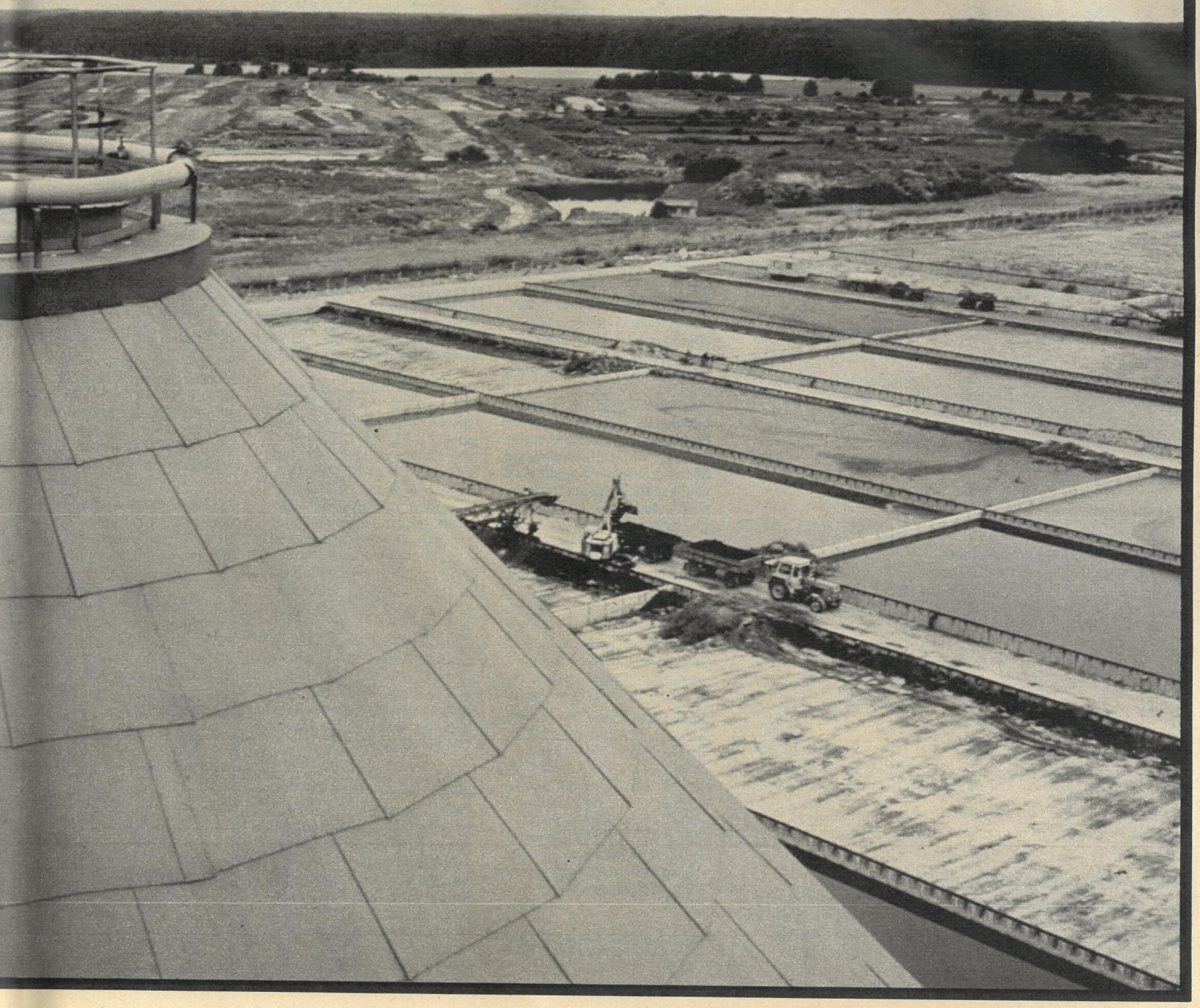
Von der Arbeitsbrücke eines unserer vier 40 Meter hohen silbergrauen Faultürme – für jeden Autobahnbenutzer Berlin–Rostock oder retour ein markanter Anhaltspunkt – sieht man erst so richtig die Ausmaße unserer Anlage: Waschkombinat ist da wohl der zutreffendere Begriff. Immerhin reinigen wir nach Abschluß der zweiten Ausbaustufe Ende 1987 täglich bis zu 250 000 Kubikmeter Abwässer der Hauptstädter. Und das vom ersten Tag des Jahres an; was anfällt, muß gereinigt werden. Unser Klärwerk ersetzt dabei nicht schlechthin die durch das schnelle Wachsen Berlins überbelasteten und seit 100 Jahren betriebenen Rieselfelder. Wir behandeln das Abwasser in einem technologischen Dreistufenprozeß: mechanisch – biologisch – chemisch, bevor es in den Kreislauf der Natur zurückgegeben wird. Wasser, das unser Klärwerk verläßt, weist daher kaum noch Schadstoffe auf, die minimalen verbliebenen Reste bewältigt die natürliche Gewässerreinigung ohne Probleme. In unser System sind viele modernste Verfahren und Methoden eingeflossen, es verkörpert internationale Spitzenwerte, zählt zu den größten und modernsten kommunalen Abwasserreinigungsanlagen Europas. Das Projekt selbst ist Ergebnis jahrelanger wissenschaftlich-technischer Gemeinschaftsarbeit mit der UdSSR, zwischen Wissenschaftlern und zwischen Praktikern. Die Technologie und die Ausrüstungen für die Schlammbehandlung lieferten beispielsweise die sowjetischen Partner. Jede ihrer Großzentrifugen entwässert nach gemeinsam in der Aufbauphase gefundenen Modifikationen zuverlässig rund 30 Kubikmeter Schlamm pro Stunde. Der gesamte Klärvorgang läuft automatisiert ab, wird über eine vom VEB Geräte- und Reglerwerke Teltow geschaffene Computerzentrale gesteuert. 1000 Einzelmeßstellen und -stellglieder sind von dort aus jederzeit anwählbar und zu beeinflussen. Die Mikroelektronik hat also auch bei uns ihren festen Platz, erfordert allerdings von jedem Sachkenntnis.

Täglich 15 000 Kubikmeter Biogas, in den Faultürmen gewonnen, sind ein gewolltes Nebenprodukt, mit dem wir vorerst unser Klärwerk beheizen. Künftig wollen wir daraus mit Hilfe von Gasmotoren Elektroenergie gewinnen. Solch eine Anlage wie die unsere ist natürlich eine kostspielige Investition. Der ständig wachsende Bedarf am Rohstoff Wasser in einer Millionenstadt und zugleich die Verantwortung des Menschen für eine gesunde Umwelt waren die entscheidenden Gründe für den Bau. Schon jetzt reinigen wir das Abwasser von mehr als 450 000 Einwohnern (inklusive der Industriebetriebe) aus Berlin-Mitte, Prenzlauer Berg, Pankow, Weißensee, Hohenschönhausen und Buch. Dieses Jahr kommt die Kreisstadt Bernau hinzu, und mit jedem fertigwerdenden Neubaublock steigen die Anforderungen an unsere Tätigkeit. Das ist normal. Verbrauchte man früher in einer Altbauwohnung mit Außen-WC 65 Liter Wasser pro Kopf und Tag, sind es heute in den neuen oder modernisierten Häusern 250 Liter. Jeder Fortschritt hat seinen Preis. Deshalb sorgen wir dafür, daß kontinuierlich sauberes Wasser von unserem Werk aus über den Nordgraben durchs Stadtgebiet zum Tegeler See und weiter zur Havel gelangt – zur erneuten Nutzung bestimmt.



Fotos: Detlef Christel



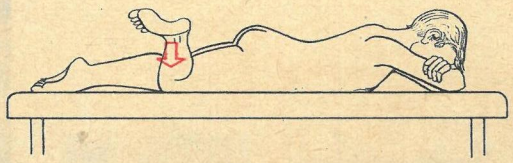


Damit Sie wieder aus der Hüfte kommen!

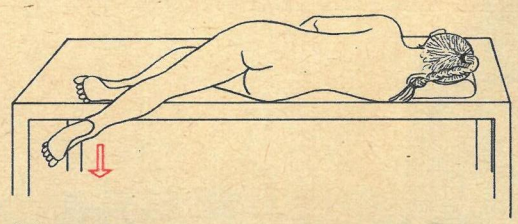
Ein Muskelkurs von OMR Prof. Dr. Arnold Großhans

FOLGE 6

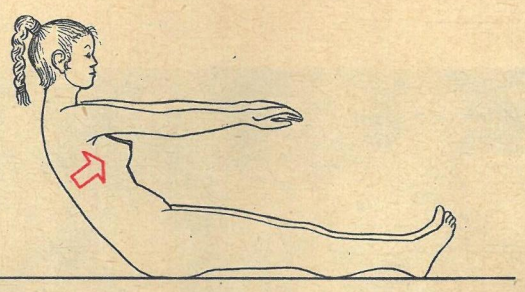
Nochmals gegen Schmerzen im Kreuz



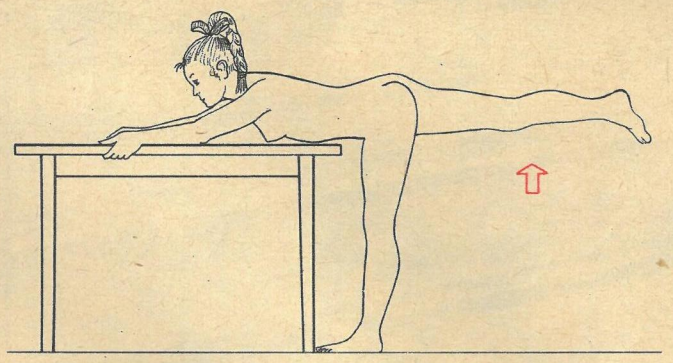
Dehnung der Hüftmuskulatur
Bauchlage. Einen Unterschenkel rechtwinklig im Knie beugen (zu dehnende Seite) und nach außen sinken lassen, 10 Sekunden verharren, zurückführen, Pause.



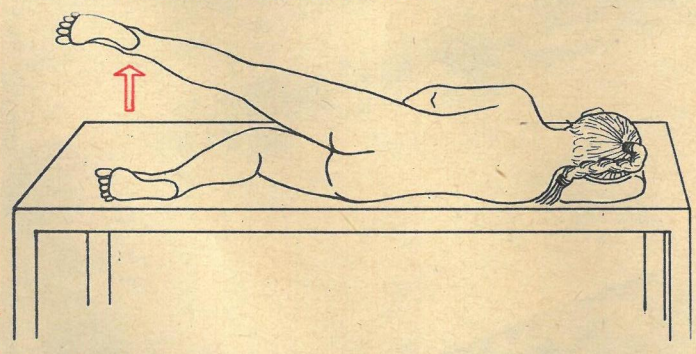
Seitenlage auf Bank oder Tisch, ein kleines Polster oder die untere Hand unter den Kopf legen, das untere Bein rechtwinklig anbeugen. Das obere Bein nach hinten gestreckt über den Rand hängen lassen, dann – noch immer gestreckt – leicht anheben, 10 Sekunden verharren, locker lassen und das Bein über den Rand sinken lassen, 10 Sekunden verharren, Pause.



Kräftigung der Bauchmuskulatur
Rückenlage, die Beine mit den Fersen fest auf die Unterlage drücken. Nun der Reihe nach Kopf, Schultern, Oberkörper nur soweit heben, wie der Fersendruck auf der Unterlage bewußt wahrgenommen wird. (Nicht bis zum Sitz aufrichten!) Spannung halten, entspannt zurücklegen, Pause.



Kräftigung der Gesäßmuskulatur
Stand vor einem Tisch, mit dem Oberkörper auf den Tisch legen, im Wechsel für je 10 Sekunden erst das eine, dann das andere Bein gestreckt bis in die Horizontalebene heben. Dazwischen 10 Sekunden Pause.



Kräftigung der Gesäßmuskulatur
Seitenlage, das untere Bein im Knie und Hüftgelenk beugen, das obere Bein gestreckt anheben (wenig über die Horizontalebene), 10 Sekunden Spannung halten. Pause.
Alle Übungen drei- bis fünfmal täglich wiederholen.

Die Lendenwirbelsäule stellt hinsichtlich ihrer Störanfälligkeit eine „Schwachstelle" der Wirbelsäule dar. Ursache hierfür ist die relativ große Beweglichkeit in diesem Abschnitt. Auf Grund der weit verbreiteten Beschwerden ist deshalb für die Muskulatur dieses Bereiches eine Vielzahl wirkungsvoller Übungen entwickelt worden. Vier davon nannten wir in Folge 5. Heute zunächst zwei Übungen zur Dehnung der Hüftmuskeln, deren Verkürzung Lendenwirbelsäule und Becken stark belastet. Es kann zu Blockierungen und hexenschußähnlichen Beschwerden kommen. Die Bauchmuskulatur neigt stark zur Erschlaffung. Sie ist immer schwächer als ihre Gegenspieler – die Hüftbeuge- und Rückenmuskulatur. Deshalb ist nach den Dehnübungen ihre Kräftigung besonders wichtig. Die Gesäßmuskulatur trägt bei guter Ausbildung zur Unterstützung und Stabilisierung von Lendenwirbelsäule und Hüftgelenken bei. Sie neigt jedoch ebenfalls stark zur Erschlaffung und ist dadurch wie die Bauchmuskulatur ihren Gegenspielern unterlegen. Deshalb kommt auch ihrer Kräftigung eine so große Bedeutung zu. Führt man diese Übungen in der Reihenfolge Dehnung, Kräftigung regelmäßig durch, kann man das angestrebte Gleichgewicht der Muskelgruppen wieder erreichen und damit lästige Schmerzen lindern oder ihnen vorbeugen.

Haben Sie schon Übungen ausprobiert, sich zum regelmäßigen Training überwunden, liebe Leser? Bitte schreiben Sie uns Ihre Erfahrungen! Kaum geringer verbreitet als „Hexenschuß" und andere Kreuzbeschwerden sind Nacken- und Schultergürtelverspannungen – ihnen geht es in den nächsten beiden Folgen zu Leibe.

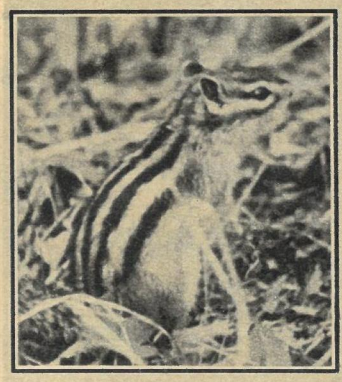
Zeichnungen: Dr. Bernd Schönberger

Hörnchen mit Hamstertaschen

Als Naturfreund und Tierfotograf habe ich Ihre Reporter in dem Beitrag „Vorsicht, der Schatun geht um!" (FW 25/87) fast beneidet. Ich war schon mehrmals als Tourist in der sibirischen Taiga, hatte aber nicht das Vergnügen, einem Bär oder Zobel zu begegnen. Dafür traf ich auf den Burunduk (Foto). Ich würde gern mehr über diese Tierart erfahren. Wird er bejagt?

Fritz Martin, Torgau

In Eurasien und Nordamerika findet man den bis zu 125 Gramm wiegenden, quecksilbrig schnellen Burunduk, auch Erdhörnchen, Streifenhörnchen, Backenhörnchen genannt. Diese im Wald lebende Eichhörnchenart hat gewaltige Backentaschen wie der europäische Hamster. Obwohl der Burunduk gut klettern kann, baut er tiefe Erdhöhlen mit Vorratskammern. Hier stapelt er etwa sechs Kilogramm Wintervorrat,



vor allem Nüsse, Eicheln, Samen, Beeren und Pilze, plündert aber auch Mäuse- und Vogelnester. Wegen der Zirbelnüsse bevorzugt er besonders die Zirbelkiefernwälder. Nach einer Tragzeit von gut vier Wochen bringt das Weibchen im Mai und im September zwei bis vier Junge zur Welt. Sie werden etwa zwei Monate gesäugt, kurz darauf löst sich die Familie auf. In Sibirien wird der Burunduk zuweilen als Garten- und Feldschädling recht lästig. Im Herbst ist er ziemlich feist und wird dann vom Menschen als kleines, wohlschmeckendes Wildbret gejagt.

Ihr Leserforum

Bald im Buchhandel

Das in der FREIEN WELT 23/87 auf Seite 45 veröffentlichte Bild von Wolodja Gall hat in uns unverhofft angenehme Erinnerungen an einen gemeinsam verbrachten herrlichen Herbsttag in der Nähe von Berlin geweckt. Nun würden wir gern von Euch erfahren, ob das Buch über seinen Weg als Angehöriger der Roten Armee von Moskau bis nach Halle bald im Militärverlag der DDR erscheint.

Jürgen Weißflog, Berlin

„Mein Weg nach Halle" von Wladimir Gall erscheint in der Reihe „Memoiren" und ist voraussichtlich Ende März/Anfang April 1988 im Buchhandel erhältlich.

Jubiläum am Irtysch

„Robinson Crusoe in Tobolsk" (FW 25/87) erinnerte uns an den letzten Urlaub. Wir besuchten unsere Freunde in Tobolsk und nahmen dabei an den Feierlichkeiten zum 400. Jahrestag der Stadtgründung teil. Wir sahen eine Fallschirmspringer-Schau und die Aufführung des Märchens „Das Wunderpferdchen" von Pjotr Jerschow, der in Tobolsk gestorben ist. Leider fiel das Feuerwerk wegen Regen aus, trotzdem waren die Straßen bis weit nach Mitternacht bevölkert.

Rita Gansleweit, Steinsdorf

Kreuz und quer

Vom Geburtstagskind bis zu Snegurotschkas Taten,/ alles habe ich richtig geraten./ Ihre Redaktion indessen/ hat mich beim Preise verteilen vergessen./ Trotzdem werde ich weiter schwitzen,/ mit Lexikon und Atlas sitzen/ und suchen nach Ihren Lösungsworten,/ nach Flüssen, Ländern, Gebirgen und Orten./ Ich tue es gern, weil die FREIE WELT/ mir seit Jahren gut gefällt./ Habe ich bis zum Jahre 2000 gelesen,/ bin ich sicher auch mal Gewinner gewesen.

Käte Heine, Coswig

Meine Hobbys sind Kreuzworträtsel und Stickerei. Seit vorigem Jahr bekomme ich Ihre Zeitung. Mein Deutschvorrat war ziemlich arm, aber jetzt geht es schon besser. Ich hoffe auch im neuen Jahr wieder auf viele interessante Rätsel.

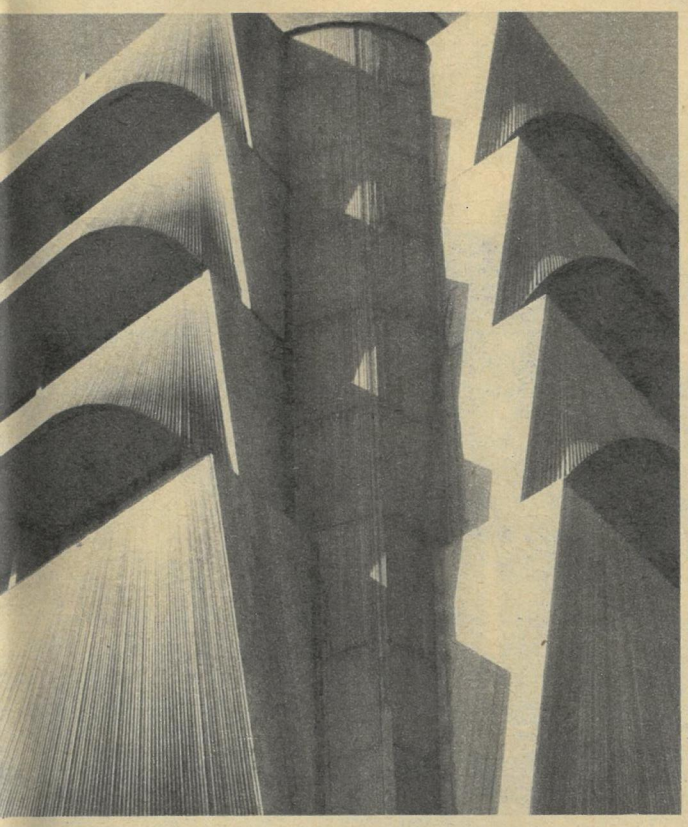
Aija Stankewitscha, Riga (UdSSR)

Versprochen!

Kennwort:

Lebenswege

26 000 DDR-Bürger sind es, die seit 1951 ein Studium in der Sowjetunion absolviert haben, darunter die Studenten auf unserem Foto. Ihre Ausbildungsstätte war das Kiewer Polytechnische Institut. An sie alle gerichtet ist ein Aufruf des Hauses der Sowjetischen Wissenschaft und Kultur in Berlin, sich an einem deutsch-sowjetischen Preisausschreiben zu beteiligen. Träger des Wettbewerbs sind ferner die Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft, die sowjetische Studentenzeitschrift „Studentenmeridian“ und FREIE WELT. Gefragt sind: ein Erlebnis aus der Studienzeit (etwa 6 Schreibmaschinenseiten), auch Gedichte, Fotos und Zeichnungen. Die Jury arbeitet unter Vorsitz des Fliegerkosmonauten Sigmund Jähn. Als Preise winken fünf Reisen in die Sowjetunion, für fünf weitere Gewinner ein Besuch ihrer ehemaligen Studienstätte, außerdem viele Erinnerungsgeschenke. Alle Beiträge sind zu richten an das Haus der Sowjetischen Wissenschaft und Kultur, Friedrichstraße 176/179, Berlin, 1080, Kennwort: Lebenswege. Einsendeschluß: 31. März 1988. Veröffentlichung der Gewinner in FREIE WELT 21/88 (Anfang Oktober).



Wer weiß, was das für ein Gebäude ist und wo es sich befindet? Es hat mit der chemischen Verbindung H_2O zu tun, soviel sei verraten. Unter allen, die das Fotorätsel lösen, verlosen wir eine Stadttasche. Bitte schreiben Sie uns bis zum 17. Februar 1988. Für die Aufnahme, die in der UdSSR entstand, danken wir J. Ludwig aus Geringswalde.

Jelena, die „Vogelscheuche“

Äußerst betroffen, jedoch nicht resigniert entläßt der sowjetische Film „Vogelscheuche“ seine Zuschauer. Kinder, Schüler, heranwachsende Jugendliche mögen sich wiedererkannt haben in ihrer vorschnellen und oberflächlichen Einschätzung eines Mitschülers, ihres unfreundlichen und herzlosen Verhaltens einem „Außenseiter“ gegenüber! Von vielen Episoden des Films fühlte ich mich als Pädagogin ganz besonders angesprochen. War die Entscheidung der Lehrerin, allein ohne die Schüler nach Moskau zu fahren, richtig? Die Kinder glaubten bis zuletzt an einen Widerruf. Wie sie zurückblieben mit ihren Koffern, dem fahrenden Bus nachsahen, absolut nicht wußten, was sie jetzt mit sich anfangen sollten, das war für mich ein äußerst nachdenklich stimmendes Bild. War das nicht ein Mosaiksteinchen für das aggressive, ja brutale Verhalten einzelner Schüler in den folgenden Wochen? Welch hohen Ansprüchen muß ein Lehrer gerecht werden – das wird besonders sichtbar! Wie genau kennt er das Zuhause der Kinder? Was weiß er über die Ursachen aufsässigen und störrischen Verhaltens? Welche Widersprüche zwischen Wort und Tat der Eltern können ein Kind quälen? „Ihr seid wie meine Mutter, die will auch alles vertuschen“ schreit es aus der schmalen, dunklen Gerechtigkeitsfanatikerin heraus, die als eine der ersten Jelenas moralische Überlegenheit erkennt. Bedenkt man immer, daß arrogantes Auftreten Halbwüchsiger oft nur der Tarnung eigener innerer Zerrissenheit dient? Hat die Lehrerin gewußt, daß es Dimka zwar nicht an materiellen Zuwendungen zu Hause fehlte, jedoch an lebendigen, herzlichen familiären Kontakten, die oftmals durch den Fernsehapparat ersetzt werden sollten? Und die Eltern? Können sie immer nachfühlen, wie es die kindliche Seele erschüttert, wenn sie bitter enttäuscht wird, wie es Jelena, die „Vogelscheuche“, erlebt hatte? Ein Kunstwerk von großer Eindringlichkeit und tiefer, schlichter Menschlichkeit!

Ilse Gotthardt, Rostock

Der Film entstand nach dem Buch „Vogelscheuche“ von Wladimir Shelesnikow. Dieses Jahr erscheint im Kinderbuchverlag Berlin eine Nachauflage.

Sie fragen wir antworten

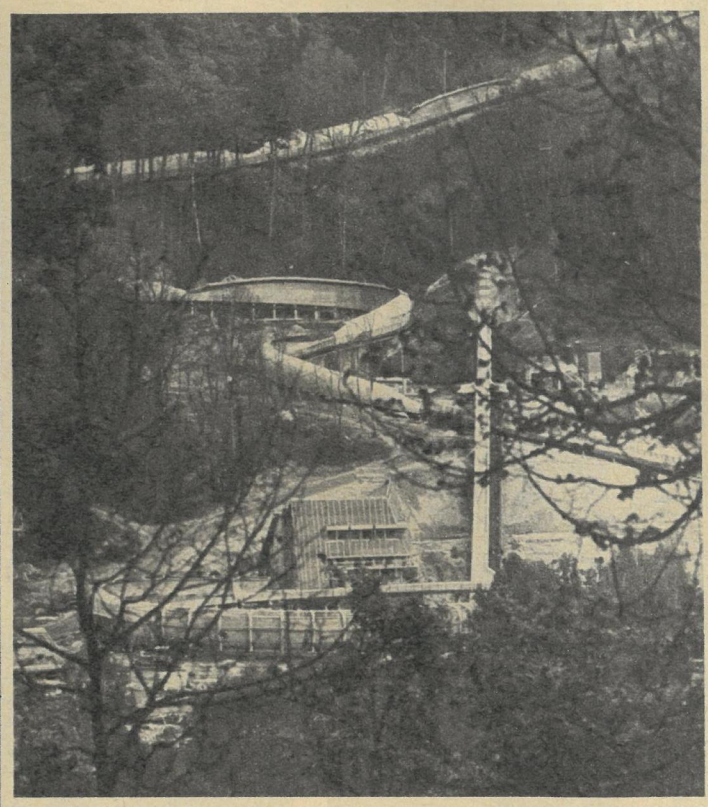
Heute: Kein Zurück zur Natur

Könnte man Ihre Titelzeile zum Rennschlitten-Beitrag „Von Rodeln keine Rede mehr“ (FW 1/88) nicht auch in „Von Naturbahn keine Rede mehr“ umwandeln? Welche Rolle spielen heutzutage noch vom Frost abhängige Bahnen?

Theo Wegmann, Magdeburg

Es gibt Naturbahnen, die im Rennschlittensport Geschichte gemacht und auch im Zeitalter des Kunsteises erfolgreich um ihre Gleichberechtigung gekämpft haben. Ein halbes Dutzend von ihnen mögen als Beweis dafür dienen: Imst (Österreich), Olang (Italien), Hammarstrand (Schweden), Krynica (Polen), Davos (Schweiz), Villard-de-Lans (Frankreich). Abgesehen von ihrer Witterungsabhängigkeit können sie jedoch mit ihrer baulichen Beschaffenheit und ihrem Eisbelag der fortschreitenden Entwicklung von Leistung und Material kaum mehr standhalten. „Wir sind zu schnell für solche Bahnen“, sagt die Weltmeisterin Cerstin Schmidt, „vor allem die Kurven verkraften uns nicht mehr.“ Vor 20 Jahren schlug die Geburtsstunde der Kunsteisbahnen, die zwar nicht wie Pilze aus der Erde schossen, aber mittlerweile die Möglichkeit bieten, Welt- und Europameisterschaften sowie Olympia generell nur noch auf ihnen stattfinden zu lassen: Oberhof und Altenberg (DDR), Königssee und Winterberg (BRD), Igls (Österreich), Lake Placid (USA), Sarajevo (Jugoslawien), Calgary (Kanada) und neuerdings auch Shigulda (UdSSR). Daß diese Bahnen – vom Wetter unabhängig – eine Saison von September bis April ermöglichen, ist nur einer von vielen Vorteilen. Eine rühmliche Ausnahme bildete stets die Naturbahn vom Hammarstrand im Norden Schwedens. Dort war's oft kälter als irgendwo anders.

Hans Richard Vollbrecht



Die jüngste Rennschlitten-Kunsteisbahn der Welt: Shigulda (Lettische SSR)

Preisfrage

Heft 3/88

Wieviel Kaffeekirschen sind die Tagesnorm für einen Kaffeepflücker in Nikaraguas Hochland?

Die Antwort können Sie aus den Angaben in einem Beitrag dieses Heftes errechnen. 1 × 50 M sind zu gewinnen. Das Los entscheidet. Auflösung in Heft 6/88. Ihre Postkarte mit ausgeschnittener Marke – siehe Schere – und Antwort schicken Sie bitte an Redaktion FREIE WELT, Postfach 9, Berlin, 1056. Briefe werden nicht gewertet. Einsendeschluß: 17. Februar 1988. Die Auflösung von Heft 1/88 finden Sie im nächsten Heft, weil wir auf vielfachen Leserwunsch die Einsendetermine verlängert haben.

Redaktion: Ingrid Buchholz; Fotos: Fritz Martin, TASS/Repik, TASS/Krumin; Vignette: Martin Kotsch

IM LESERAUFTRAG

Liebe FREIE WELT! Wäre es Ihnen möglich, einen Bericht über die Dauerausstellung des Museums für Völkerkunde Leipzig über Völker der Sowjetunion zu veröffentlichen? Ich denke, es wird viele Menschen in unserer Republik geben, die sich dafür interessieren.

Manfred Unnasch, Stralsund

Warum ein Schamane sein Kostüm verkaufte

Ein Beitrag von Gisela Reller (Text) und Wolfgang Gregor (Fotos) in Zusammenarbeit mit dem Leipziger Museum für Völkerkunde

EWENIN

Sommerkleidung der Ewenin: Das Obergewand ist aus leichtem Pelzwerk gefertigt (meist aus Rentierfell) und stets reich mit Perlenstickerei verziert. Der Brustlatz hat eine für die Frauenkleidung typische Trapezform. Auch die Haube ziert reiche Perlenstickerei, typische ewenische Ornamentik.

NENZE

Sommerkleidung eines nenzischen Rentierzüchters: Das geschlossene Obergewand mit angearbeiteter Kapuze ist aus Rentierleder gefertigt. Die Hose hat einen Lederfransenschurz. Auf rotem Streifenuntergrund sind mit Rentierhaar geometrische Ornamente aufgestickt und sehr stilisierte Rentiergeweih-Ornamente. Am Gürtel sind Messer und Wetzsteinbehälter befestigt.

JAKUTIN

Festtracht einer wohlhabenden Jakutin: Der Mantel ist aus wertvollem Tuch gearbeitet, Saum, Verschlußteil und Ärmelöffnungen sind rot abgesetzt, dazu gehören passende Fausthandschuhe. Der Pelzbesatz besteht aus Eichhörnchenschwänzen, die Mütze krönt eine Metallspiegelscheibe, an deren Rückseite schmükkende Bänder befestigt sind. Zur Tracht gehört reicher Silberschmuck: eine schwere Halskette mit Gehänge, ein Halsreif, Handgelenkmanschetten, Zopfgehänge.

Liebe Leser,

auf der folgenden Doppelseite nennen wir Ihnen viele Details dieses alt-tofalarischen Schamanenkostüms. Wir möchten Sie damit anregen, in einer Ausstellung mit ethnographischen Exponaten Ihr besonderes Augenmerk auch einmal auf die „Verzierungen" zu richten, die selten Selbstzweck sind.

Der Leipziger Völkerkundler, Dr. Werner A. Hartwig, Leiter der nord- und zentralasiatischen Sammlungen, links auf dem nebenstehenden Foto.

Das alt-tofalarische Schamanenkostüm befindet sich seit 1936 in den Beständen des Leipziger Museums für Völkerkunde. Sein ursprünglicher Besitzer, ein alter Tofalare, lebte 1929 mit seinen Angehörigen im Bergaltai. Zu jener Zeit weilte der sowjetische Gelehrte J. A. Jewsenin dort, um unter den nur rund fünfhundert Tofalaren, die früher Karagassen hießen, ethnographisch-religionswissenschaftliche Forschungen zu betreiben. Seine Aufzeichnungen vermitteln einen Einblick in die traditionelle religiös-schamanistische Vorstellungswelt des kleinen turksprachigen Volkes der Tofalaren, die vor der Oktoberrevolution ausschließlich Jäger und Rentierzüchter waren. Bis zum Sieg der Revolution lebten sie in der sich auflösenden Ordnung der Urgemeinschaft. Dr. Werner A. Hartwig erzählte uns, wie es zum Verkauf des Schamanenkostüms gekommen war: Unter der angestammten Bevölkerung Sibiriens herrschte in vorrevolutionärer Zeit die Vorstellung, daß die sie umgebende Natur nicht nur von Pflanzen und Tieren, sondern auch von unzähligen Geistern bewohnt sei, von Geistern, die aus den Seelen Verstorbener hervorgegangen sind, und von Naturgeistern. Die Welt hielten die Tofalaren für ein Gebilde aus Himmel, Erde und Unterwelt, die jeweils aus mehreren Schichten bestanden. Des weiteren war man überzeugt, daß bestimmte Personen – eben die Schamanen – die Fähigkeit besäßen, im Zustand der Ekstase unmittelbare Beziehungen zu den Geistern aufnehmen zu können. Während der Schamane herumsprang, trommelte und sang, sei seine Seele ins Reich der Geister geflogen oder geritten. Die Geister konnten aber auch in der Trommel Platz nehmen und durch den Mund des Schamanen zu den Versammelten sprechen. Unter solchen Voraussetzungen bedurfte der Schamane für die Ausübung seiner Tätigkeit nicht nur einer Art Berufung, sondern auch einer entsprechenden Ausrüstung, eben eines Kostüms.

Warum nun trennte sich der alte Schamane von seinem mit soviel Mühe angefertigten Kostüm? Weil es Mängel aufweist: Die Trommel – das wichtigste Utensil – mußte unbedingt eine runde Form haben. Doch da das Holz nicht genügend geweicht worden war, sprang der Reifen, und die Trommel nahm eine ovale Form an. Das gefiel den Geistern nicht… Und auch das Gewand war nicht ohne Fehl und Tadel: Bei den vielen Stoffsträngen hat es offenbar Probleme mit den Farben gegeben. Weiß (für Osten), Rot (für Westen), Blau (für Süden) und Gelb (für Norden) waren erforderlich. Zwar sind alle vier Farben im Gewand vorhanden, aber es fehlte wohl an den erforderlichen Mengen, deshalb wurde Weiß zum Beispiel teilweise durch Grau er-

Nach der letzten Volkszählung von 1979 gibt es 620 Sowjetbürger, die ihrer Nationalität nach Tofalaren sind, sie leben im Gebiet Irkutsk. Die Studentin Tamara Tobujewa nutzt die Ferien, um auch in ihrer Dorfbibliothek in Alygshera (Bestand: 8000 Bände) Zeitschriften und Bücher auszuleihen. Die Tofalaren gehören zu den wenigen kleinen sibirischen Völkern, die noch keine Schriftsprache haben.

setzt. Schließlich finden sich auf der Vorderseite des Gewandes auch noch Spuren getrennter Nähte. Hier hatten die Witwen und jungen Mädchen – die sogenannten reinen Frauen, nur sie durften an dem Gewand nähen – offensichtlich einige Anhängsel nicht an den richtigen Platz genäht. Deshalb erschien das Kostüm dem Erlik-khan – dem Herrscher über alle Wesen der Unterwelt – nicht annehmbar. Die Geister teilten dem Schamanen also mit, daß der falsch angenähte Behang an die richtigen Stellen gebracht werden müsse oder ein neues Kostüm hergestellt werden solle. So jedenfalls hatte sich die Frau des alten Schamanen gegenüber dem Wissenschaftler J. A. Jewsenin über den Verkauf des Kostüms geäußert.

FREIE WELT sprach im Leipziger Museum für Völkerkunde mit dessen Direktor, Dr. Lothar Stein, und dem Ethnographen, Dr. Werner A. Hartwig:

Um ein Exponat von allen Seiten berühren und fotografieren zu können, entschieden wir uns für das tofalarische Schamanenkostüm aus dem Museumsfundus. Die anderen abgebildeten Exponate sind in der Ausstellung zu besichtigen, auch ein Schamanenkostüm. Herr Dr. Hartwig, die Dauerausstellung „Völker der Sowjetunion – Vergangenheit und Gegenwart" entstand unter Ihrer Leitung.

Dr. Hartwig: Ja. Und das ausgestellte Schamanenkostüm ist das eines Ewenken. In unserem Besitz befindet sich außerdem das Schamanenkostüm eines Nanaiers aus dem Amurgebiet.

Der Besucher wird erst einmal von einer wandfüllenden Sowjetunionkarte beeindruckt…

Dr. Hartwig: Diese Karte vermittelt durch elektronische Lichtreflexe „spielend" Informationen. Man kann durch Knopfdruck ermitteln, wo welches Volk beheimatet ist, wie hoch die Bevölkerungszahl ist, welcher Sprachfamilie das abgerufene Volk angehört. Gleichzeitig mit diesen Angaben leuchtet ein Porträtfoto eines Vertreters der erfragten Völkerschaft auf.

In zwei Räumen stehen Vitrinen mit sehr raren Exponaten sibirischer Völker. Man sieht und erfährt viel Interessantes über die Tschuktschen, Orotschen, Burjaten, Ewenken, Niwchen, Keten, Nenzen, Jakuten, Nanaier. Wieviel sibirische Exponate sind hier etwa zu besichtigen?

Dr. Hartwig: Etwa vierhundert. So kann man Trittschneeschuhe betrachten, aus Entenschnäbeln gefertigte Puppen, einen Feuerbohrer, verschiedene Schlittentypen,

Dieses Kostüm…
…des alt-tofalarischen Schamanen sollte nicht nur einen Vogel symbolisieren, sondern war auch Schutzanzug und das notwendige Hilfsmittel bei der Reise ins Jenseits.

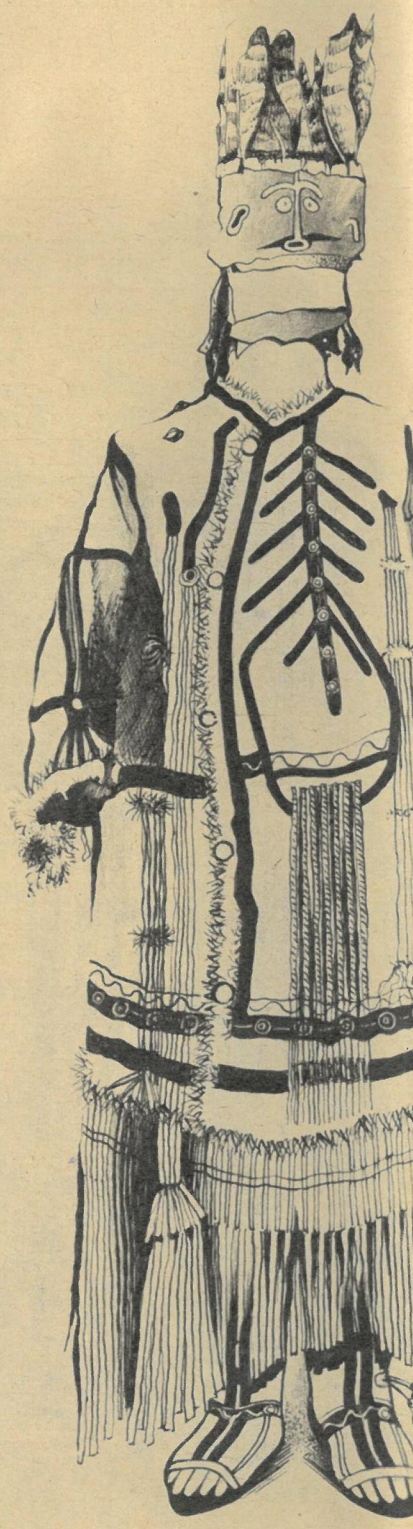
Die Trommel…
…ist der Hauptbestandteil der Schamanenausrüstung. Sie fertigte der Schamane unbedingt selbst an, während er bei der Herstellung des Gewandes Hilfe in Anspruch nahm. Die Trommel symbolisiert ein Rentier oder einen Hirsch, je nachdem, mit welcher Tierhaut sie bespannt war. Auf diesem „Tiere" unternahm die Seele des Schamanen seine weite und gefährliche Reise in das sagenhafte Jenseits. Die Trommel hat einen Umfang von 2,10 m und einen Durchmesser von etwa 62 cm, sie ist aus einem 17 cm breiten Tannenholzreifen gefertigt. An der Außenseite befinden sich 21 Holzpflöcke aus 21 Baumarten. Der Reifen und die Pflöcke sind mit Rentierleder bespannt, das vom Haar befreit ist. In der Trommel befindet sich ein Holzgriff, in dessen oberen Teil lange Schlitze sind, durch die angeblich die hilfreichen Geister ein- und austreten. Während der kultischen Handlungen wurden die Opfergaben für die Geister, die aus Tüchern und Stoffbändern bestanden, an den oberen geschwungenen Stab gebunden. Im oberen Teil des Haltegriffs befindet sich ein Loch, in das lange weiße Stränge angebunden sind, die dem Schamanen als Leine zum Führen seines „Reittieres" dienten. Rechts und links vom oberen Griffende steckt je ein gebogener Draht im Trommelreifen. An den linken Draht ist ein roter, an den rechten ein weißer Stoffstreifen geknüpft. Die beiden Bogen symbolisieren die Ohren des Tieres. Die Bedeutung der Trommel – des „Reittieres" – liegt darin, daß der Schamane mit ihr die Schutz- und Hilfsgeister herbeirief und die bösen Geister verscheuchte. Während der Zeremonie hielt der Schamane die Trommel mit der linken Hand, in der rechten hielt er den Schlegel.

Der Schlegel…
…ist wie der Trommelreifen aus Tannenholz hergestellt. Der runde Griff ist 12 cm lang.

Das Gewand…
…wird nach der rechten Seite übergeschlagen. Auf der vorderen Seite ist durch rote Streifen, die mit Rentierhaaren angenäht sind, das Skelett einer menschlichen Brust angedeutet. Ungefähr in der Höhe der Brustwarzen hängen zwei Bündel zu je sieben Stoffsträngen, die oben in Ziegenfell gefaßt und unten mit Stoffquasten versehen sind. Am unteren Saum laufen drei Streifen um den Mantel herum: ein unverzierter roter, ein zweiter roter mit 36 Ornamenten, die Gelenke symbolisieren, und ein grünlichgelber mit Schlangenornamenten.
An den Schultern der Rückseite des Gewandes sind zwei durchlochte Eisenplatten – die Schulterblätter – mit Lederriemchen befestigt. Auf dem Rücken sollen die aufgenähten roten Bänder von der Schulter bis zum Kreuz die Rippenpaare darstellen. Auf dem dritten Wirbel von unten ist ein Riemen mit einem Ring befestigt, durch den ein Strang gezogen ist, der den Schweif symbolisiert. Auf gleicher Höhe mit der Befestigungsstelle des Schweifes ist rechts und links davon je eine liegende achtförmige Figur aus Stoff aufgenäht. (Auf der Zeichnung durch die Stoffstränge verdeckt). Sollten diese Flecken die Nieren des Schamanen darstellen? Darüber sind nochmals zwei ähnliche blauweiße Schweife befestigt. Der Schamane nannte sie während seiner Aktion „meine Schlangen". Daneben, fast schon unter den Achseln, hängen zwei kleine Messingglöckchen, deren Ton einigen Geistern angenehm gewesen sein soll. Unter den Achseln sind ebenfalls Stränge angebracht, die hier Flügel darstellen. Der Schamane verwandelt sich nämlich während seines Kampfes mit den bösen Geistern bald in einen Vogel, bald in ein Insekt, bald in ein größeres Tier. Beim Gewand kommt der Schutzcharakter besonders deutlich zum Ausdruck: in den aufgenähten Skeletteilen – den „Gelenk"ornamenten – und in den vielen Stoffstreifen, die im wesentlichen die Knochen des Schamanen vor dem Zugriff der bösen Geister bewahren sollten.

Die Stiefel…
…aus Rentierfell – mit den Haaren nach innen – sind mit roten Stoffstreifen benäht. Die Deutung dieser Figuren ist nicht überliefert. Bei den senkrecht am Schaft angebrachten Streifen könnte es sich um Schienbein und Wadenbein handeln. Vier Mittelfußknochen sind durch rote Streifen und die Zehen durch entsprechende Stickerei mit Rentierhaar angedeutet.

Die Kopfbedeckung…
…ist aus Hirschleder gearbeitet. Sie besteht aus einem 28 cm langen und 15 cm breiten Band, hinten mit zwei Knöpfen zu schließen. In den oberen Rand sind zehn Uhufedern eingesteckt, die vor dem Angriff böser Geister schützen sollen; denn der Uhu hatte die Kraft, Geister zu verscheuchen oder gar aufzufressen. Weiterhin symbolisieren diese Federn die Fähigkeit des Schamanen, sich in einen Vogel verwandeln zu können. Auf das gelbe Tuch sind mit Rentierhaaren Ornamente eingestickt, die Augen, Augenbrauen, Nase, Mund, Ohren versinnbildlichen.



Warum ein Schamane sein Kostüm verkaufte

einen Fliegenwedel aus Pferdehaar, das Gewand eines Stammesältesten, einen Rentierpacksattel mit Packtasche und Rentiergeschirr, Geisterdarstellungen, Jagdausrüstungen, die zeremonielle Aufbewahrung der Wirbelknochen eines geopferten Bären…

Was ist ungewöhnlich an dieser Ausstellung über Völker der Sowjetunion?

Dr. Hartwig: Erstmals in der Geschichte des Leipziger Völkerkundemuseums, ja eines außersowjetischen Museums überhaupt, werden nicht schlechthin Ethnographika dieses oder jenes Volkes der Sowjetunion gezeigt, sondern es wird der Versuch unternommen, die ethnische Geschichte, die Lebensweise und die Kultur dieser Völker, ihr Zusammenleben in der brüderlichen Familie gleichberechtigter Nationen und Völkerschaften darzustellen. Die Ausstellung umfaßt im wesentlichen drei Komplexe: Erstens die traditionelle, vorrevolutionäre Lebensweise und Kultur von Völkern Sibiriens, Mittelasiens und der Russen, als der größten sowjetischen Nation; sie wird dargestellt vom Ende des 19. Jahrhunderts bis zum Sieg der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution, zweitens Wesen und Erfolge Leninscher Nationalitätenpolitik und drittens die gegenwärtigen ethnosozialen und ethnischen Prozesse vor allem in den asiatischen Gebieten der UdSSR. Wir bemühen uns, die Dauerausstellung laufend zu ergänzen.

Es gibt seit einigen Jahren eine enge Zusammenarbeit zwischen dem Leipziger Museum für Völkerkunde und dem Staatlichen Museum für Ethnographie der Völker der Sowjetunion in Leningrad…

Dr. Stein: Ja, wir haben bereits fünf Gastausstellungen des Leningrader Museums in Leipzig gezeigt. Besonderen Anklang fand die Ausstellung „Kunst sibirischer Völker aus Vergangenheit und Gegenwart“,

Wasserdichte Sommerkleidung eines tschuktschischen Meerestierjägers: Das anorakähnliche geschlossene Obergewand mit angearbeiteter Kapuze ist aus Robbenhaut gefertigt, ebenso die Hose und die langschäftigen Stiefel. Die Harpune war für Walroß- und Waljagd bestimmt.

Winterkleidung für kleine Tschuktschen: Zum besseren Kälteschutz wurde weiches Rentierfell zu einem „totalen Overall“ verarbeitet (mit „Schuhen“, „Handschuhen“, Mütze). Die Mütze hat (weiter hinten) „Ohren“zipfel als Dekor, die zugleich als Amulett fungierten. Die weiße Fellkappe kann als zusätzlicher Gesichtsschutz hochgeklappt werden. Ferner gehört zu einer solchen Säuglingskleidung eine „Windelklappe“; die Funktion der Windeln erfüllte weiches, trockenes Tundramoos, das mehrmals täglich gewechselt wurde.

die im Rahmen des Kulturabkommens zwischen der UdSSR und der DDR stattfand. Insgesamt widerspiegelten 350 Exponate die Spezifik der Kultur und Lebensweise von sechzehn Völkern des sibirischen Nordens und des Fernen Ostens. Das jetzt in unserer Ausstellung zu betrachtende ewenkische Schamanenkostüm wurde in allen Details in Zusammenarbeit mit Leningrader Wissenschaftlern erschlossen.

Die meisten Angaben und Deutungen zu dem Schamanenkostüm sind in einem – im Forschungsarchiv des Leipziger Museums für Völkerkunde befindlichen maschinenschriftlichen – Manuskript enthalten, das von dem Sammler des Kostüms, von dem sowjetischen Gelehrten J. A. Jewsenin, stammt.

Heutzutage können sich Ethnographen (und Journalisten) glücklich schätzen, wenn sie das eine oder andere Kleidungsstück noch außerhalb von Museen zu Gesicht bekommen.

Mich beeindruckt sehr die Vitrine mit den Ausstellungsstücken der Keten, von denen es nur etwa 1200 Angehörige gibt.

Dr. Stein: Die Keten-Sammlung wurde bereits in den zwanziger Jahren durch den deutschen Forscher Hans Findeisen bei diesem sibirischen Volk am Jenissej erworben. Durch Dr. Sewjan I. Weinstein – er ist Mitarbeiter am Institut für Ethnographie der Akademie der Wissenschaften der UdSSR in Moskau – wurden die Exponate im Rahmen der wissenschaftlichen Kooperation für unsere Zurschaustellung bearbeitet. Die Ethnographika sind von höchstem wissenschaftlichen Wert, da sie zu den wenigen erhaltengebliebenen Gegenständen von den Keten aus den Jahren unmittelbar nach der Oktoberrevolution gehören. Natürlich erschöpft sich die Zusammenarbeit nicht mit Ausstellungen, wir tauschen auch Erfahrungen aus und – Wissenschaftler.

Zusatzfoto: Ä. Brjuchanenko (TASS), Zeichnung: Jochen Arfert

Zukunfts-blitze

Die angekündigten Blitze lassen auf sich warten. Zunächst umgibt sich die kreisrunde Elektrode in der Mitte der Glasscheibe nur mit einem fluoreszierenden Heiligenschein. Dann aber, mit steigender Spannung, setzt ein gigantisches Untier zum Sprung aus dem Dunkel des Versuchskastens vor uns an: In Tausenden und aber Tausenden Verästelungen flimmert es wie in den unzähligen Adern der Netzhaut des von innen her leuchtenden Sehorgans einer Riesenkatze. Schließlich, der zulässige Spannungsgrenzwert ist überschritten, verlischt das halbmetergroße magische Auge, und wohl ein Dutzend Lichtstrahlen schießen nach allen Seiten über den Rand hinweg. Eine Sekunde, zwei, drei – ein dumpfer Knall reißt uns aus der Farbenpracht, dann herrscht Totenstille im Labor…

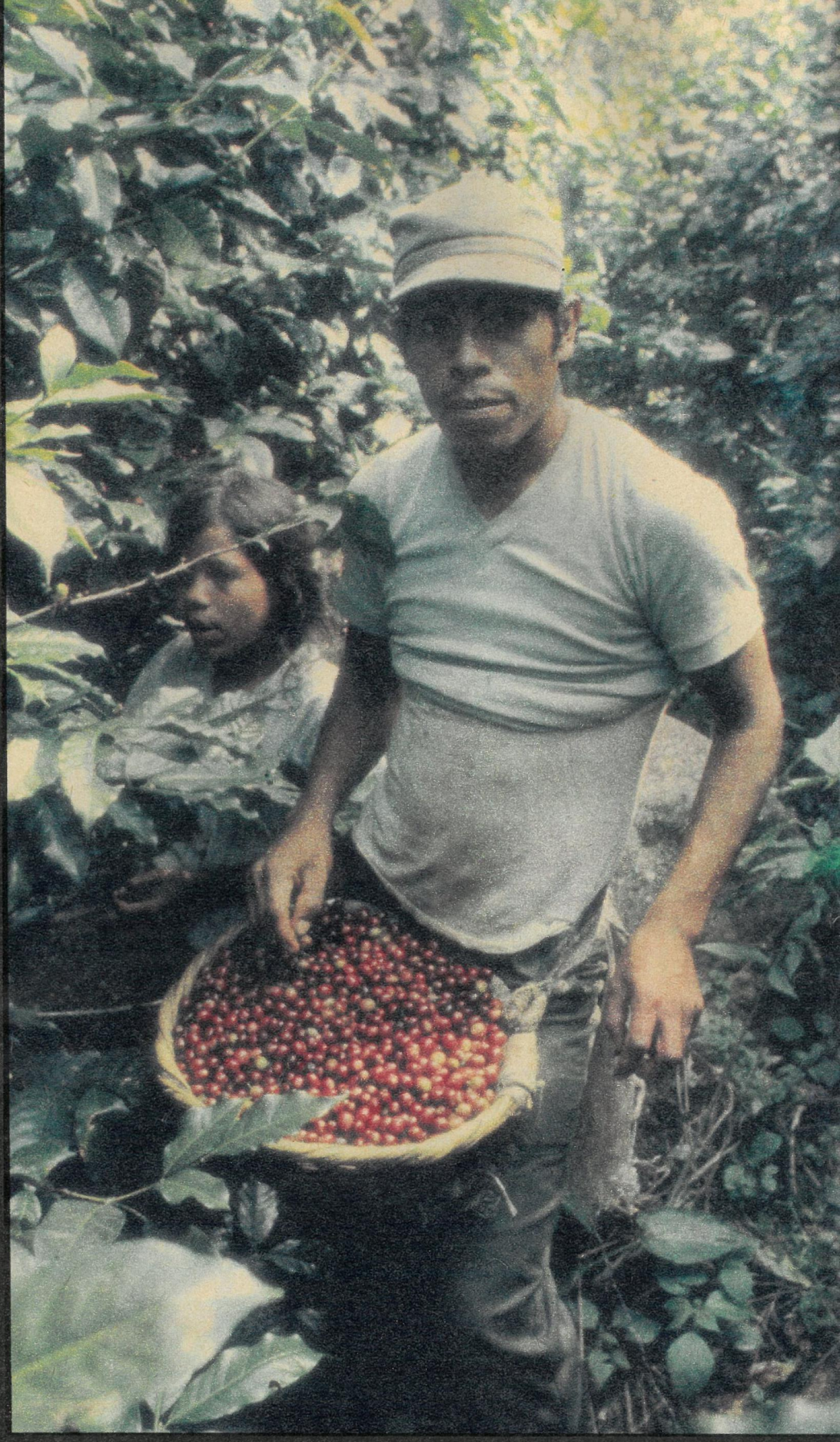
„Derartige Vorführungen an einer Kreiselektrode im Hochspannungsfeld gehören zum Ausbildungsprogramm für die Studenten“, sagt Professor Wladimir Larionow (Foto oben). „Unsere Forschungsexperimente dagegen haben in keinem Gebäude mehr Platz“, betont der Leiter des Lehrstuhls für Hochspannungstechnik am Moskauer Energetischen Institut mit seinem übrigens vom Dresdner Transformatoren- und Röntgenwerk ausgerüsteten Testlabor. Die Stromerzeugung in der UdSSR hat sich in den letzten anderthalb Jahrzehnten mehr als verdoppelt. Über 700 Kraftwerke sind jetzt im einheitlichen Energieverbundsystem zusammengeschlossen. Und es wird, wie der Professor hervorhebt, bis 1990 seine endgültige, schon heute in den Dimensionen beispiellose Gestalt annehmen, wenn man die noch getrennt arbeitenden Energieverbundsysteme Mittelasiens und des Fernen Ostens zuschaltet.

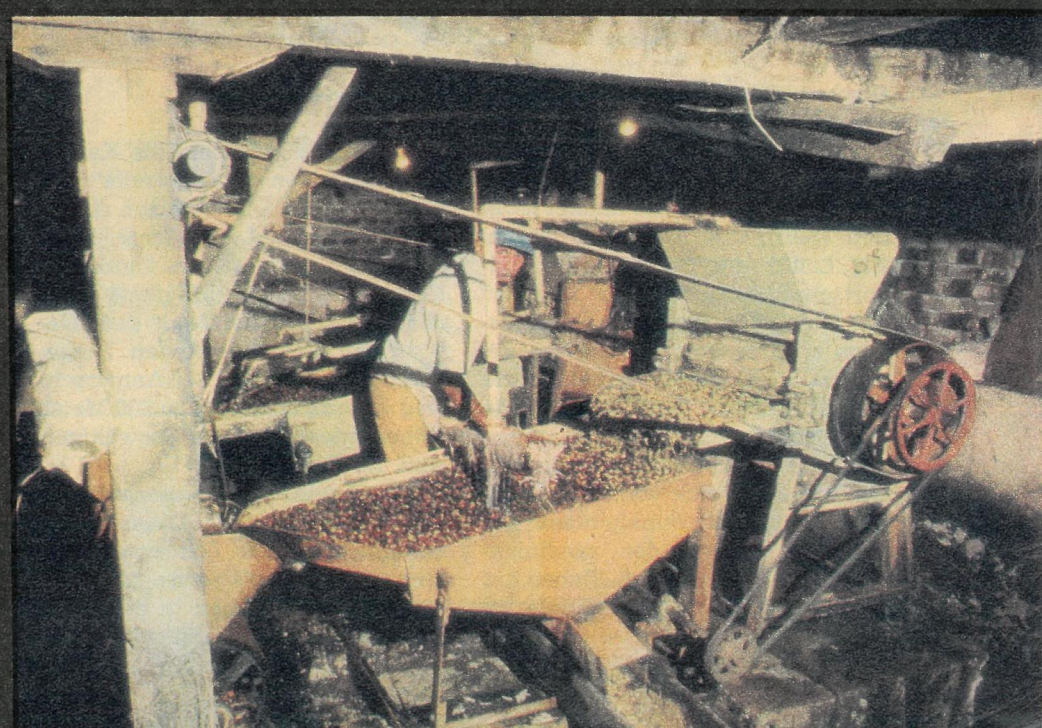
„Getragen von einem Fernleitungsnetz“, sagt der Professor, „das schon eine Gesamtlänge von fast fünf Millionen Kilometern erreicht hat.“ Das ist das 13fache der Entfernung zwischen Erde und Mond! „Auf solchen Leitungsstrecken die Verluste durch die Reibungswärme des Stroms bei steigendem Leistungsaufkommen zumindest konstant zu halten oder gar zu verringern, geht nur noch, wenn man die Übertragungsspannung weiter anhebt. Denn die elektrische Leistung ist bekanntlich das Produkt aus Spannung mal Strom.“ So nimmt gegenwärtig in der Sowjetunion die Zahl der Hochspannungsleitungen für 500 und 750 Kilovolt zu. Und große Bedeutung hat der Bau von Höchstspannungsleitungen, die mit 1150 Kilovolt Wechsel- und 1500 Kilovolt Gleichspannung arbeiten werden. Zwei solche Trassen, wie sie die Weltpraxis noch nicht kennt, nehmen ihren Anfang in dem großen Kohleabbaugebiet bei Ekibastus. Die Gleichstromleitung wird ins Zentrum des europäischen Teils der UdSSR führen und die Wechselstromleitung – Ende des Jahres erstmals probeweise unter Strom gestellt – zum Ural.

Doch je höher die Spannung, um so größer ist andererseits die Gefahr, daß ein Teil des Stroms über die Oberfläche der Isolatoren „hinwegkriecht“ und damit verlorengeht. Oder beim sogenannten „Koronaeffekt“, wo das starke elektrische Feld die Luft in unmittelbarer Nähe des Leiters auflädt, so daß die Energie in die Atmosphäre „versprüht“ wird. „Die Umstellung auf die superhohen Spannungen war und ist also nicht ohne die Entwicklung neuer Isolationswerkstoffe und Schutzanlagen möglich“, sagt Professor Larionow mit Blick auf seine Mitarbeiter (Foto unten). „Das bedurfte und bedarf weniger materieller, denn vieler Gedankenblitze…“ *Dietrich Pätzold (Text)*
Volkmar Billeb (Fotos)

Roter Kaffee bei Matagalpa

Wenn man zwischen Dezember und März in Nikaragua zum Kaffee eingeladen wird, dann hat das wenig gemein mit einem Plauderstündchen bei einer Tasse des anregenden Getränks. Das ist die Zeit, da die roten Kaffeekirschen geerntet werden. Jede Kaffeebohne zählt in dieser Saison doppelt, wo lang anhaltende Trockenheit zu unerwartet hohen Verlusten in der Landwirtschaft geführt hatte.





Ein Bericht
aus Nikaragua von
Hans-Jürgen Horn
(Bild und Text)

Roter Kaffee bei Matagalpa

Bianca hilft während der Schulferien bei der Kaffee-Ernte

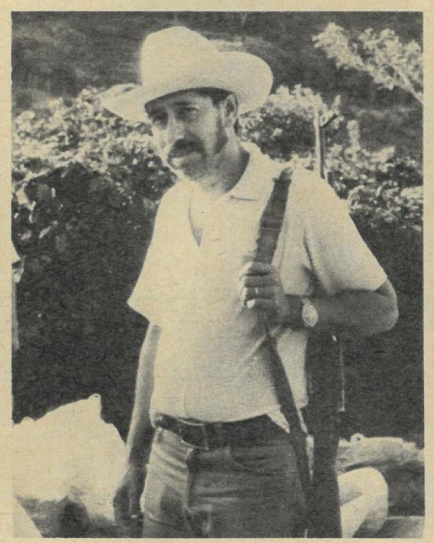
Die internationale Sandino-Brigade beginnt den Aufstieg zur Plantage

Für den 38jährigen Armado Ortega fängt alles schon sehr früh am Morgen an, wenn es noch dunkel ist in den Tälern und über den Bergen. Als Leiter des Staatlichen Landwirtschaftsbetriebes „La Estrella" bei Matagalpa im Norden Nikaraguas muß er entscheiden, wo gepflückt wird, wie die Arbeitskräfte verteilt werden. Muß wissen, wie die Qualität der gestrigen Ernte war, aber auch, ob die zentrale Küche das Frühstück vorbereitet hat. Und er nimmt Funkkontakt zur nächsten Einheit der sandinistischen Volksarmee auf. Dabei hat auch er seine Waffe ständig in Reichweite...

Acht Monate lang sind die Kaffeeplantagen von „La Estrella" gepflegt worden – nun warten die roten Kirschen auf ihre Ernte. Dazu zieht alles, was laufen kann, mit Korb, Sack und Verpflegung, mancher zusätzlich noch mit dem Gewehr, in die umliegenden Berge. Zwei Stunden kann der Anmarschweg dauern, wobei bis zu 300 Meter Höhenunterschied zu bewältigen sind. Zu Fuß natürlich.
Geerntet wird von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang. Das ist in Nikaragua zu dieser Zeit jeweils immer von sechs bis sechs. Mit dem ersten Licht will man in der Plantage sein, denn bezahlt wird nach Leistung. Die reifen, roten Kaffeekirschen, die ziemlich fest an den Zweigen sitzen, werden in den vor den Körper gebundenen Korb gepflückt. 2500 füllen ihn, drei Körbe ergeben eine Lata – ein Mengenmaß, das einem 10-Liter-Eimer entspricht. Die Norm für einen nikaraguanischen Pflücker beträgt hier sechs Latas pro Tag. Meist aber werden es mehr.
Besonders in diesem Jahr kommt es auf jede Kaffeekirsche an. Zwischen Mai und Dezember 1987 blieb in großen Teilen des Landes der Regen aus, führte die viel zu lange Trockenheit zu hohen Verlusten in der Landwirtschaft. Mehr als 37 000 Tonnen Mais, über 30 000 Tonnen Bohnen und fast 15 000 Tonnen Reis sind ausgefallen. Wenn die Leute von Matagalpa hier im Hochland auch mehr Glück mit dem Wetter hatten und nicht zu den über eine halbe Million direkt betroffenen Bewohnern der infolge der Dürreschäden zu „Notstandszonen" erklärten Landesteile gehören – was sie jetzt einbringen, zählt doppelt. Um beispielsweise mit den Exporterlösen einen Teil der von der sandinistischen Regierung ent-

Das zweite Verlesen der Bohnen bedeutet acht Stunden Konzentration

Armado Ortega leitet die Kaffee-Ernte von „La Estrella“



wickelten Soforthilfeprogramme mitzufinanzieren. Dazu gehört die Verteilung neuen Saatgutes und die Vergabe von Krediten an Bauern in den Trockengebieten, Hilfsaktionen zur Erhaltung der Viehbestände und die vorrangige Versorgung der in der Ernte eingesetzten Landarbeiter.

So ist an eine Kaffee-Pause für Armado Ortega nicht zu denken. Mit geschultertem Gewehr kontrolliert er die Anlagen, kümmert sich um die Pflücker. Nicht nur um die Einheimischen, sondern auch um die 130 Wanderarbeiter und um die 200 jungen Leute – unter ihnen FDJler aus der DDR –, die als internationale Brigade „A. O. Sandino“ des WBJ solidarisch Hilfe leisten. Ordentlich mit zufassen müssen auch die Kinder, die in diesem Zeitraum Schulferien haben. Sie helfen, wie ich sah, sowohl beim Pflücken als auch beim Trocknen und Sortieren des Kaffees.

Noch am Abend werden die geernteten Kirschen verarbeitet. Eine Maschine löst das Fruchtfleisch ab, je zwei Bohnen pro Kirsche fallen für den Rest der Nacht in einen wassergefüllten Gärbottich. Diese Arbeiten laufen nach einem strengen Zeitplan ab, er bestimmt die spätere Qualität der Bohnen. Am nächsten Morgen werden sie nochmals gründlich gewaschen. Daher rührt die für Hochlandkaffee typische Bezeichnung vom gewaschenen Kaffee. Danach wird er an der Sonne getrocknet und von Hand grob verlesen. In einem zentralen Aufbereitungsbetrieb gibt es ein weiteres Trocknen auf großen Betonflächen, bei dem die noch vorhandene pergamentartige Hülle von den Bohnen platzt. Dann wird sorgfältig verlesen und exportfertig verpackt.

Fertig zum Versand: der Hochlandkaffee kann auf die Reise geh'n

Das Aroma, der belebende Geschmack, wird erst viel später in die Bohnen hineingezaubert. Zum Beispiel in der Lindenstraße in Berlin-Köpenick oder in irgendeiner anderen Rösterei der Welt. Wobei zaubern vielleicht etwas übertrieben ist für den kurzen und schlichten Prozeß, der acht Minuten nur dauert im Röstofen bei etwas über zweihundert Grad Celsius…

Was die Ursprünge des Kaffeegenusses betrifft, so sind sie ebenso undurchsichtig wie die fertig gebraute Tasse guten Kaffees. Die einen meinen, der Zufall in Form eines abgebrannten – sozusagen gerösteten – Kaffeestrauchs habe den Nasen zur richtigen Spur verholfen. Die anderen wollen wissen, daß Tiere nach dem Abfressen von Kaffeesträuchern sichtbar munterer wurden. Egal, wer und wie – eines Tages trank der erste Mensch Kaffee.

Auch Armado Ortega kocht sich gelegentlich eine Tasse – allerdings nur aus selbstgerösteten Bruchbohnen und zumeist spät am Abend. Und dann träumt er ein bißchen von der Zukunft, wo zum Beispiel der Betrieb alle Abprodukte des Kaffees nutzen würde. Zucker, Stärke, selbst Alkohol ließe sich gewinnen. Seinen Kaffee heute trinkt er aber nicht wegen der Träume. Armado hat Nachtwache.

Im nächsten Heft:

Die Generalidee

Die Sowjetarmee wird 70 Jahre alt. Vom Dekret über den Frieden bis zum Abrüstungsprogramm für das Jahr 2000.

Foto: V. Billeb

Sibirien-fest

TATRA-Lkw vom Typ T-815 sind in unserer Republik keine Unbekannten. Wenn aber einer mit geteilter Frontscheibe daherkäme, wie der auf unserem Foto, dann hätte er hierzulande nichts zu suchen. Dann handelt es sich um die Kältevariante, speziell konstruiert für sibirische Winter.

Eisflitzer auf Rekordjagd

Wie schnell ist das Olympiaeis von Calgary wirklich? Welche Athleten haben die größten Medaillen-Hoffnungen?

Das kalte Herz

Eine ungewöhnliche Operationsmethode sahen wir im Nowosibirsker Forschungsinstitut für Kreislaufkrankheiten.

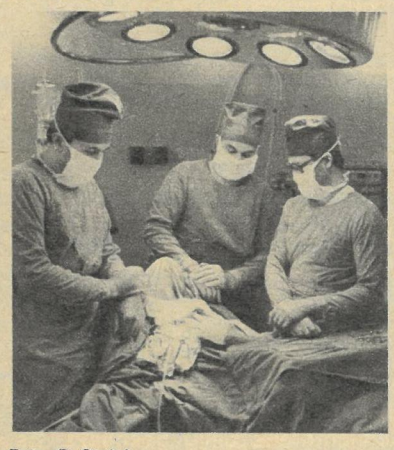


Foto: D. Steinberg

Sie nannten in Ur…

Unter diesem Titel zeichnet Daniil Granin in seinem neuen Roman das ungewöhnliche Lebensbild des Genetikers Timofejew-Ressowski. Lesen Sie einen Auszug im nächsten Heft.

Für aktuell notwendige Änderungen in ihren Ausgaben bittet die Redaktion um Verständnis.

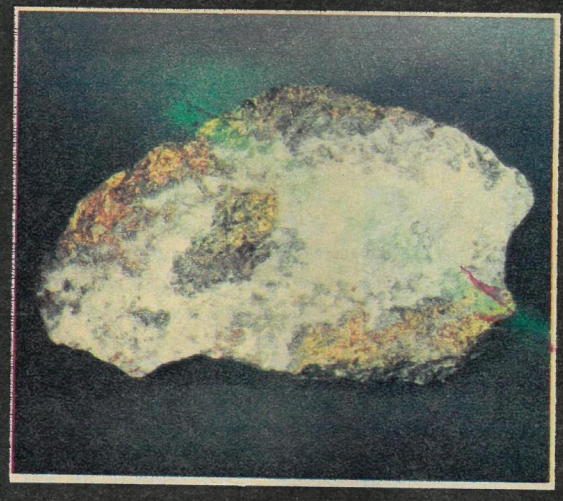
Minerale — Gesteine — Erze

aus der Mineraliensammlung der Bergakademie Freiberg

FREIE WELT (2)

KUPFERMINERALE

Vor dem Gouverneur der Halbinsel Taimyr erschien 1863 der Kaufmann Kiprian Sotnikow und bat untertänigst um die Genehmigung, im Dorf Dudinka eine Holzkirche bauen zu dürfen. Das gottgefällige Vorhaben wurde selbstverständlich gebilligt, allerdings in Unkenntnis dessen, daß es in Dudinka bereits eine Steinkirche gab. Der pfiffige Kaufmann ließ schleunigst die Holzkirche errichten und die Kirche aus Stein abreißen. So hatte er sich das dringend benötigte Baumaterial für den Bau des ersten Kupferschachtofens billig beschafft. Es war nämlich schon länger bekannt, daß auf Taimyr Kupfererz lagerte, aber für die Errichtung einer Kupferschmelzhütte waren keine Mittel vorhanden. Heute steht Kupfer in der Rangfolge der Metallerzeugung der Welt nach Eisen und Aluminium auf Platz drei. Aber schon vor mehr als 6000 Jahren stellten die Ägypter erste Gebrauchsgegenstände aus Kupfer her. Die Erfindung der Fayence-Glasur vor etwa 5000 Jahren brachte den Menschen die Erkenntnis, daß auch aus anderen Mineralen Kupfer ausschmelzbar ist. Denn aus dem schmelzenden Malachit tropfte reines Kupfer. Als man dann feststellte, daß geringe Zusätze anderer Metalle wie Zinn und Arsen den so entstandenen Legierungen neue Eigenschaften verliehen, war die Kupferzeit von der Bronzezeit abgelöst. Viele Kunst- und Kultgegenstände dieser Epoche zeugen noch heute von deren hoher Kultur.



PREISFRAGE: In der Nähe des Dorfes Dudinka entstand ein gigantisches Buntmetallurgiekombinat. Wie heißt die Stadt?

Wir verlosen je einen Gewinn zu 100 Mark und zu 75 Mark sowie drei Gewinne zu je 50 Mark.

Antworten bitte auf Postkarte bis 17. Februar 1988 an FREIE WELT, Postfach 10, Berlin, 1056

Auf dem Territorium der heutigen Sowjetunion begann die Kupfergewinnung bereits vor 4000 Jahren, wie Ausgrabungen im Kaukasus und im Altai beweisen.

Ein wasserhaltiges Kupferkarbonat ist Malachit (Foto oben). Es besitzt nur eine geringe Härte und läßt sich sehr gut zu Schmuck- und Dekorzwecken verarbeiten. Seine schöne Maserung und kräftig grüne Färbung regten die Menschen an, kunstvolle Gegenstände aus Malachit zu fertigen. Die bedeutendsten Malachitfundstätten der Welt befinden sich im Ural. Eines der wichtigsten lagerstättenbildenden Kupferminerale ist Chalkopyrit, ein Kupfer-Eisen-Sulfid. Die links abgebildete Gangerzprobe wurde in der armenischen Lagerstätte Kafan gebrochen. Kupfer zeichnet sich durch eine hohe Leitfähigkeit aus und wird daher vorwiegend in der Elektroindustrie eingesetzt. Als Sulfat dient es zur Schädlingsbekämpfung, als Chemikalie in Färbereien und zur Holzkonservierung. In der Medizintechnik und in der Arzneimittelindustrie verwendet man ebenfalls Kupferverbindungen.

Fotos: M. Knopfe; Text: K. Rank; Redaktion: Ch. Kotsch